

Christ und Sozialist

Blätter des Bundes der Religiösen Sozialisten Deutschlands

Rechenschaft im Jahr 1990

Jan Koopmans

Aus Jesus keinen religiösen Clown machen

Isolde Böhm

Die Bibel im Alltag der Arbeitswelt

Erhard GRIESE

Glauben heute. Unterwegs zu einem neuen theologischen Paradigma

Artur Mettler

Aus Freude lebt der Mensch. Vom Chassidismus lernen

Renate Müller

Wenn die Philosophen schweigen. Nach dem Kollaps der DDR

Dick Boer

Das Fiasko des geist-losen Sozialismus

Im Einzelverkauf DM 8,-

Neue Folge 14. Jg.

Oktober 1990

3-4/90

Spendenaufwurf

Liebe Leserinnen und Leser von „Christ und Sozialist“!

Unsere Zeitschrift, die in neuer Folge im 14. Jahrgang erscheint, ist eine der wenigen linken christlichen Publikationen, die bisher überlebt haben. Wir sind in der letzten Zeit oft gefragt worden, woran es liegt, daß wir weiterhin erscheinen, während andere Blätter, wie etwa das nordelbische „Salz der Erde“ oder die viel größere „Neue Stimme“ ihr Erscheinen einstellen mußten.

Zum einen liegt es vielleicht daran, daß „Christ und Sozialist“ sich in den letzten Jahren inhaltlich und in der äußeren Gestaltung verbessert hat.

Allerdings: **Müßte sich C&S selbst tragen, also aus dem Erlös der verkauften Hefte finanzieren, wäre die sofortige Einstellung der Zeitschrift notwendig!**

Derzeit verkaufen wir von der Gesamtauflage etwa 60 % als Abonnements. Einen Teil der restlichen Exemplare setzen wir an Büchertischen, bei Kirchentagen u. ä. ab. Die Einnahmen durch Abos und Freiverkauf decken jedoch nicht einmal die Kosten für Satz, Druck und Versand vollständig ab. Werbungskosten und die Redaktionsarbeit (Fahrtkosten, Telefon, Kopien usw.) wurden bisher ganz vom Bund der Religiösen Sozialisten getragen, ebenso z. B. die Abonnenten aus den Ländern der ehemaligen DDR.

Dabei haben die Aktivitäten des Bundes in den letzten Jahren stark zugenommen. Die Mitarbeit am Kirchentag 1989 in Form des Thematischen Zentrums „Lehrhaus Bernauer 111: Reich Gottes und Sozialismus“ war ein großer Erfolg und ein wichtiger Schritt in unserer Arbeit. Auch auf dem Katholikentag 1990 und dem Kirchentag 1991 im Ruhrgebiet waren bzw. werden wir vertreten sein.

Auch diese Arbeit kostet Geld, das direkt investiert werden muß. Darum muß die bisherige Subventionierung von C&S reduziert und mittelfristig möglichst ganz überflüssig gemacht werden.

Wir wollen aber nicht die Bezugsgebühren als solche erhöhen, sondern auch wenig Bemittelten das Abo weiterhin ermöglichen. Wir versuchen künftig, die Herstellungskosten durch Eigenarbeit zu verringern. Dazu wären aber auch Investitionen in die entsprechende Ausstattung nötig. Weiter wollen wir verstärkt werben und den Freiverkauf erhöhen. Auch dazu sind anfänglich Mittel nötig. Zu dem allem benötigen wir deshalb

- Spenden für den Erhalt von „Christ und Sozialist“,
- 150 neue Abonnentinnen,
- Abonnentinnen, die in Form des Förderabos (ab DM 30,-/Jahr aufwärts) mindestens die tatsächlichen Kosten mitzutragen bereit sind.

Unser Ziel für 1990:

DM 10.000 für „Christ und Sozialist“!

Bund der Religiösen Sozialisten Deutschlands
- Der Vorstand -

Zu diesem Heft

Eine Doppelnummer ist es geworden - nicht so sehr, weil ich im Juli umgezogen bin und nun eine Gemeindepfarrstelle in Willich, Kirchenkreis Krefeld habe, sondern weil die Entscheidungsfindung und Auswahl in der (erweiterten) Redaktion uns zeitlich beansprucht hat, und ein wenig auch, weil wir mit dem einmaligen statt zweimaligen Versand etwas gegen unsere roten Zahlen tun. Wir hoffen, daß unsere LeserInnen das akzeptieren - es soll absolute Ausnahme bleiben.

Theologische und politische „Rechenschaft“ verbindet die Beiträge dieses Heftes. Beides gehört ja für uns eng zusammen, und beides soll gegenwartsnahe und aktuell geschehen - „im Jahre 1990“. „Gib Rechenschaft“ kommt schon in dem Lukas-Text zu der Predigt von Dietrich Schirmer vor.

Es mag noch erkennbar sein, daß Heft 3 die theologischen Beiträge und Heft 4 die politischen enthalten sollte. Aber so wird die Untrennbarkeit beider Aspekte dokumentiert, wie sie sich besonders in den Artikeln der beiden Niederländer ausdrückt. Jan Koopmans' Vortrag haben wir aus dem „kommentar“ (3/89) unserer österreichischen GenossInnen übernommen. Dick Boer hat sein Referat auf der Tagung „Christentum und Sozialismus. Historische Pleite oder Zukunftsperspektive?“ am 22.6.90 in Köln gehalten. Er war Pfarrer der holländischen Gemeinde in der DDR und (West- und Ost-)Berlin und hat damit unmittelbare Erfahrung zum Thema. Renate Müller ist in Leipzig auf einem Treffen mit DDR-Linken nach ihrem Diskussionsbeitrag von Ulrich Peter angesprochen und um eine schriftliche Ausarbeitung gebeten worden, die wir nur zu gliedern brauchten. Es ist wohl kaum nötig zu betonen, daß weder die Beiträge von Dick Boer und Renate Müller noch etwa mein Artikel „Welcher Sozialismus ist tot?“ (den ich schon für C&S 1/90 „in Reserve“ hatte) in ihren Einzelzügen „die Meinung der Religiösen Sozialisten“ wiedergeben - schon weil es eine solche gar nicht geben kann.

Der Beitrag von Isolde Böhm ist schon in unterwegs (siehe C&S 2/88, S.49) 2/90 veröffentlicht; er erscheint uns aber als so interessant und bewegend, daß ihn unsere LeserInnen alle kennen sollten. Außerdem gehört ein Artikel wie dieser zum Thema „Theologische Rechenschaft“ unbedingt dazu, damit es nicht einseitig entwickelt wird. Mein theologischer Beitrag war ursprünglich von einer Zeitschrift angefordert, die ihn (warum?) dann doch nicht gebracht hat. Auch über ihn mag diskutiert werden.

Last not least mögen die Gedanken unseres verstorbenen Freundes Artur Mettler zu dem beitragen, wovon er handelt („Aus Freude lebt der Mensch“) und zusammen mit der Besprechung der R.-Mayer-Festschrift auf den jüdischen Wurzelgrund verweisen, der uns nicht nur wertvoll ist, sondern der uns auch in Zeiten der Verwirrung und Verunsicherung Halt geben kann. Und wie fast immer bei unseren Buchrezensionen sollen sie - wie besonders der Band Aurel von Jüchens - das Thema des Heftes mit tragen: Wie politisch war Jesus? ist die entscheidende Frage zur theologischen und politischen Reflexion und Rechenschaft heute - wie ehemals.

Wir hoffen, im nächsten Heft u.a. zum Thema Ökologie Interessantes bringen zu können.

Erhard Griesse

Dietrich Schirmer

Der Ökonom der Ungerechtigkeit

Predigt zu Lukas 16, 1 - 9

Um diese Geschichte aus dem Lukas-Evangelium ist viel gerätselt worden. Den einen gilt sie als leicht anrühlig, eigentlich als eine Betrügergeschichte. Andere halten sie für eine Ehrenerklärung für Geschäftsleute. Jesus nehme hier - in seiner unkonventionellen Art - einen Finanzmenschen in Schutz gegen den moralischen Rigorismus der Allzufrommen. Jedenfalls finden Finanzleute in der Kirche diese Geschichte sehr sympathisch und zitieren sie oft und gerne.

Was ist diese Geschichte nun? Eine augenzwinkernde Rechtfertigung für Leute, die es nun einmal mit dem „schnöden Mammon“ zu tun haben? Oder eine dubiose Geschichte, die eigentlich nicht so recht in die Bibel paßt? Schauen wir einmal genauer hin, was dasteht bzw. was nicht dasteht. Nur darauf will ich in der Predigt eingehen. Eine Nutzenanwendung für die Gegenwart werde ich nicht geben. Das ist unsere gemeinsame Sache im Gespräch nach der Predigt.

Lukas 16,1-9

Ein reicher Mann hatte einen Verwalter; der wurde bei ihm beschuldigt, daß er ihm seinen Besitz verschleudere. Und er ließ ihn rufen und sagte zu ihm: Was höre ich da von dir? Lege Rechenschaft ab über deine Verwaltung; denn du kannst nicht länger Verwalter sein. Da dachte der Verwalter: Was soll ich tun? Mein Herr nimmt mir die Verwaltung weg; graben kann ich nicht, auch schäme ich mich zu betteln. Ich weiß, was ich tun will, damit sie mich in ihre Häuser aufnehmen, wenn ich abgesetzt werde. Und er rief die Schuldner seines Herrn einzeln zu sich und fragte den ersten: Wieviel bist du meinem Herrn schuldig? Er antwortete: Hundert Eimer Öl. Und er sagte: Nimm deinen Schuldschein, setz dich gleich hin und schreib: Fünfzig. Danach fragte er den zweiten: Du aber, wieviel bist du ihm schuldig? Er antwortete: Hundert Sack Weizen. Er sagte zu ihm: Nimm deinen Schuldschein und schreib: achtzig. Und der Herr lobte den unehrlichen Verwalter, weil er klug gehandelt hatte; denn die Kinder dieser Welt sind untereinander klüger als die Kinder des Lichts. Und ich sage euch: Macht euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, damit sie euch, wenn er euch ausgeht, aufnehmen in die ewigen Wohnungen.

In fast allen Bibelübersetzungen heißt die Überschrift zu der Geschichte: „Der ungerechte Haushalter“. Aber was steht wirklich da? In der griechischen Urfassung heißt der Mann wörtlich „Der Ökonom der Ungerechtigkeit“ (v.8). Das ist ein Unterschied. Er hat es mit einer Sache zu tun, die in der Praxis mit viel Ungerechtigkeit verbunden ist. Aber ist er deshalb selber ungerecht?

Das erste Mal, wo er erwähnt wird, heißt er auch einfach: Ein Verwalter, - ein Ökonom (v.1). „Ein reicher Mann hatte einen Ökonomen.“ Und wie wir weiter lesen, bestand dessen Arbeit darin, auf die Abgaben der Pächter zu achten.

Wir haben uns die damaligen Verhältnisse so vorzustellen: Reiche Gutsbesitzer, das waren oft römische Veteranen, die der Kaiser für ihre Kriegstaten belohnte. Auf ihren Ländereien ließen sie kleine, arme Bauern arbeiten: Als Preis für die Nutzung hatten sie ihm eine bestimmte Menge an Ernteerträgen abzuliefern. Und die waren offenbar ziemlich happig bemessen.

Wir hören ja im Fortgang der Geschichte von zwei Personen, die hohe Schulden hatten: im einen Fall 100 Bath Öl, im anderen 100 Kor Weizen. 100 Bath Öl sind 36 Hektoliter und entsprechen dem Ertrag von 140 Olivenbäumen. 100 Kor Weizen sind nach unseren Maßen 550 Zentner und stellen den Ertrag von 42 Hektar Ackerland dar. Es handelt sich also um ganz

erhebliche Abgaben, mit denen diese beiden Bauern bei dem Gutsherren in der Kreide stehen. Schon daraus kann man schließen: Der reiche Mann ist kein Philanthrop, sondern einer, der aus seinem Landbesitz herauszieht, was nur geht, - oder vielleicht auch schon nicht mehr geht.

Überhaupt sind bei Lukas die Reichen keine positiven Gestalten. Der reiche Kornbauer, der reiche Jüngling, der reiche Mann im Verhältnis zum armen Lazarus - sie sind alle Negativ-Figuren. Davon macht unsere Geschichte keine Ausnahme. Wenn hier jemand kritisiert wird, dann ist es dieser reiche Gutsbesitzer, und die Härte, mit der er Pachtverträge durchgesetzt sehen will. Das ist seine Art, mit dem Mammon umzugehen.

Und der Ökonom? Lukas schildert ihn als die Gegenfigur. Irgendwer - der Mensch bleibt in der Geschichte ungenannt - beschuldigt diesen Ökonomen (wörtlich:) wie jemanden, der mit dem Vermögen des reichen Mannes großzügig umgeht, - Luther übersetzt: der es „vergeudet“. Es ist also ein Mann, der den Reichtum seines Herrn nicht zusammenhält und nicht allein die Interessen seines Dienstherrn im Auge behält. Er sieht seine Aufgabe offenbar anders: Er hat auch einen Sinn für die Situation der Leute, die von diesem reichen Mann abhängig sind. Diese Einstellung hat er offenbar schon eine ganze Weile. Nach der anonymen Anzeige beschließt der

reiche Gutsherr sofort, diesen Ökonomen zu entlassen. Er handelt nicht in seinem Sinn. Der Gutsherr fordert Rechnungslegung von seinem Angestellten. Aber sein Urteil über den Mann macht er nicht von dem Ergebnis der Rechnungsprüfung abhängig. Das Urteil steht vorher fest: „Du kannst nicht länger Ökonom sein.“ Die Würfel sind sofort gefallen, ganz autokratisch, ohne gerichtliche Prüfung. Wieder macht Lukas deutlich (zwischen den Zeilen), was er von diesem reichen Manne hält.

Was nun in dieser Geschichte folgt, das hat die Gemüter in der Kirche viel mehr bewegt als die Figur des ungerechten Reichen. Wir lesen: Der Ökonom geht hin und setzt sich mit den Schuldnern des Gutsherrn in Verbindung. Er studiert mit zweien von ihnen deren horrende Pachtverträge durch und ändert sie um. Eben das nun soll der Skandal sein.

Wieso eigentlich? Sind Vertragsänderungen ungesetzlich? - Keineswegs. Selbstverständlich können Verträge geändert werden. Aber war dieser Ökonom dazu autorisiert? Durfte das nicht eigentlich nur der Gutsbesitzer selber? Offenbar nicht. Denn die Änderung der Schuldsumme geschah nur im Beisein und unter Anleitung des Ökonomen und war damit offensichtlich rechtskräftig. Wäre dieser Verwalter dazu nicht befugt gewesen, so hätte seine Rechnung nicht aufgehen können, nämlich daß

die Pächter ihn später aus Dankbarkeit in ihre Häuser aufnehmen würden. Wäre der ganze Vorgang als Betrug zu werten, dann wäre die Vertragsänderung ja von vornherein ungültig gewesen. Der Reiche hätte sie schnell annullieren lassen können.

Aber die Geschichte sagt deutlich: Der Ökonom hatte prinzipiell die Vollmacht, Schuldverträge zu verändern, solange er dieses Amt besaß. Er hatte seines Amtes gewaltet, allerdings im Interesse der Schuldner! War das etwa nicht klug - auch im Sinne des Reichen? Überschuldete Schuldner sind auch eine Gefahr für den Gläubiger. Wenn einer nicht mehr zahlen kann, so ist Zahlungsermäßigung immer noch rentabler für den Gläubiger als der Bankrott des Schuldners. Also auch ökonomisch macht Schuldenerlaß Sinn. Erst recht, wenn man bedenkt, was in Israel als Recht, als Tora, gilt. Wir lesen in den Büchern Mose immer wieder den Grundsatz: Wenn einer neben dir verarmt und sich nicht mehr halten kann, so sollst du ihn aufrechterhalten, daß er neben dir leben kann. (3.Mos.25,35) Ja, es gibt ausführliche Gesetze in der hebräischen Bibel, die den Schuldenerlaß zur Pflicht machen (3.Mos.25; 5.Mos.15). Und die Propheten schärfen es dem Gottesvolk ein: „Wehe denen, die Acker an Acker reihen und Haus an Haus, bis sie Besitzer des Landes sind!“ (Jes. 5,8) - Seid barmherzig mit denen, die in Not geraten, leiht aus ohne Zinsen,

treibt die Armen nicht in Sklaverei, denn ihr seid selbst Sklaven gewesen in Ägypten, und Gott hat euch daraus befreit!

Auf diesem Hintergrund gesehen, ist das, was der Ökonom in unserer Geschichte macht, toratreu, im besten Sinne biblisch. So kann es uns nicht wundern, daß dieser Ökonom gelobt wird. Hier wird nicht ein Gauner großzügig bewertet, sondern ein gerechter Mann in seinem Verdienst dargestellt. Seine Klugheit bestand im richtigen Umgang mit den Schulden von wirtschaftlich Abhängigen. Er war ökonomisch weitsichtig, menschlich einsichtig und - er vergaß dabei auch sich selbst nicht. Der Schuldenerlaß sollte auch ihm nützen. Er liebte seinen Nächsten wie sich selbst.

Ob er seinen Dienstherrn geschädigt hat? Das wird zwar behauptet. Aber ich denke, das ist voreilig. Denn - wie gesagt - ein Schuldenerlaß, die Rücknahme einer überzogenen Forderung, kann ökonomisch durchaus sinnvoll sein. So ist das Lob für diesen Ökonomen überhaupt keine Sensation, im Gegenteil: für die Ohren tieffrommer Juden ist sie eine Selbstverständlichkeit. Die Ungerechtigkeit lag auf der Seite des reichen Gutsherrn, der von seinen Pächtern hohe Abgaben forderte und seinem Verwalter auf bloßen Verdacht hin die Entlassung aussprach. Der Ökonom hingegen wird als ein Muster seines Berufes dargestellt. Er verwaltet das Vermögen des reichen Mannes mit

Sinn für Gerechtigkeit.

Lukas schließt die Beispielgeschichte mit dem Wort: „Macht euch Freunde mit dem Mammon der Ungerechtigkeit, damit - wenn er einst ausgeht - man euch aufnimmt in die ewigen Zelte.“ (v.9) Mammon ist ein hebräisches Wort, abgeleitet von einem Wortstamm, der „glauben“ oder „vertrauen“ bedeutet. Mammon ist etwas, worauf man traut. Das entsprechende Wort bzw. Lehnwort in unserer Sprache heißt: *Kredit*. Es kommt vom lateinischen Wort *credere* und bedeutet ebenfalls: Etwas, worauf man sich verläßt. Deshalb heißt der, der einen Kredit gibt, auch „Gläubiger“, also einer, der an das glaubt, was er gibt.

Lukas redet nun aber vom „Mammon der Ungerechtigkeit“, wir können auch sagen: vom Kredit, an dem in der Regel Unrecht hängt. Wieso? Ich denke, weil ein Kredit häufig mit Auflagen verbunden ist, die den Kreditnehmer benachteiligen. Wer Geld *gibt*, ist in der besseren Position. Er kann vom Empfänger erhebliche Mehrleistungen verlangen. Damit ist die Gleichheit zwischen Geber und Empfänger untergraben. Ungerechtigkeit bestimmt ihre Beziehungen.

Das Schlußwort unserer Geschichte heißt nun nicht: Geht mit dem Mammon ruhig auf ungerechte Weise um, so, wie es alle machen. Genau das Gegenteil ist hier gemeint: Geht mit dem Mammon - mit Kredit und Schulden - so um, wie dieser Ökonom in der Geschichte es

tut. Achtet darauf, in welcher Lage der Schuldner ist, und bringt dessen Situation in ein ausgewogenes Verhältnis zum Vermögensstand des Kreditgebers. Geht also annäherungsweise gerecht mit dem Mammon um. So werdet ihr euch Freunde machen, - Freunde nicht gerade unter den Reichen, wie die Geschichte zeigt, sondern unter den Leuten, die vom reichen Mann abhängig sind. Denn um *die* geht es Gott. *Ihnen* soll Gerechtigkeit widerfahren - und damit letztlich auch den Reichen. Der Mammon der Ungerechtigkeit - Kredite zuungun-

sten der Schwächeren - diese Ökonomie wird nicht ewig bleiben, sie wird zugrundegehen. Das sagt Lukas nur mit einem Halbsatz; aber es ist eine Leitlinie seines Denkens.

In der Ökonomie Gottes kommt es auf Gerechtigkeit an, auf ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Geben und Nehmen. Die Zeit wird kommen, in der das Wirklichkeit wird. Das ist die Zukunft, auf die hin wir heute schon Ökonomie treiben sollen. Es ist klug, sich jetzt schon darauf einzurichten und danach zu handeln.

Jan Koopmans

Aus Jesus keinen religiösen Clown machen

Diese Rede wurde im vorigen Jahr in der Franziskanerkirche in Wien gehalten. Jan Koopmans, gebürtiger Holländer, der in Wien Priester wurde, lebt und arbeitet als Pfarrer im „Armenhaus Brasiliens“. Darum kann er so einfach und deutlich sprechen. Der Stil der freien Rede ist absichtlich beibehalten und nicht überarbeitet worden.

Wir sind hier, um etwas über die Bibel zu hören. Aber die Bibel ist kein Buch, über das man diskutieren soll. Die Bibel ist geschrieben, damit wir leben. Das wissen die armen Menschen sehr gut. Sie leben aus der Bibel. Sie versuchen - ohne es vielleicht selbst oft zu wissen - das Wichtigste, das die Bibel uns lehrt, zu leben. Das Wichtigste, das die Bibel uns lehrt, ist Mensch zu sein, einfach Mensch zu sein. Bibel und Leben:

darum geht es uns jetzt.

Wir leben alle in einer Wirklichkeit, in einer Realität. Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, was es heißt: Wir leben in einer Wirklichkeit. Was ist eine Wirklichkeit? Wie schaut eine Realität aus? Sie hat vier Dimensionen: eine religiöse, ideologische Dimension, eine soziale Dimension, eine ökonomische und eine politische Dimension. Jeder Moment aus der Geschichte hat diese

vier Dimensionen. Die politische Dimension hat mit Macht zu tun: Wie ist die Macht verteilt, wie wird sie gebraucht? Die ökonomische Dimension hat mit den Gütern zu tun: Wie sind diese Güter verteilt? Die soziale Dimension hat mit der Frage zu tun: Sind die Leute alle gleich, oder gibt es Unterschiede; gibt es reich und arm, gibt es nur Reiche, nur Arme? Die religiöse, ideologische Dimension fragt: Wie denkt man; auf welche Art und Weise denkt man?

Niemand kann aus seiner Realität springen

Jetzt frage ich mich: Was ist die Bibel, die Heilige Schrift, das Wort Gottes? Das Wort Gottes erzählt uns die Geschichte vom Volk Gottes, das auch immer in irgendeiner Realität gelebt hat. Wenn dies so ist, wenn dies eine Wahrheit ist, dann hat die Bibel auch automatisch eine politische, eine ökonomische, eine soziale und eine religiöse Dimension. Wenn ich, was wir vielleicht oft tun, die Bibel aus ihrer damaligen Realität ziehe und anfangs, die Bibel zu lesen, so habe ich keinen Kontakt mehr mit meiner eigenen Realität. Dann ist es auch klar, daß ich nichts mehr damit anfangen kann, weil die Bibel, indem ich sie aus ihrer Realität geholt habe, mit meiner Wirklichkeit keinen Kontakt mehr hat. Damit überhaupt Kontakt entstehen kann zwischen der Bibel und meiner derzeitigen Situation, muß ich schauen, was uns die Bibel

aus der damaligen Zeit über die politischen, ökonomischen, sozialen und religiösen Strukturen erzählt.

Wir alle leben in einer Realität. Es gibt keinen einzigen von uns, der - auch wenn er das wollte - aus seiner Realität springen könnte. Was heißt das? Wir alle, ob wir es wollen oder nicht, haben eine politische, ökonomische, soziale und religiöse Dimension. Jeder Mensch. Es ist keinem einzigen Menschen gelungen, aus seiner Realität zu springen.

Auch Jesus von Nazareth hatte diese vier Dimensionen. Gefährlich ist, daß wir den Mann aus Nazareth, noch bevor er getötet wurde, oft schon gelähmt haben. Wir haben aus Jesus einen religiösen Clown gemacht. Oft sagen wir: Jesus von Nazareth und Politik - das geht nicht; Jesus war nie politisch. Jesus aber war voll Mensch. Er hat das Menschsein voll auf sich genommen, also auch die politische Dimension seines Menschseins. Wir sollen Jesus nicht amputieren. Wenn wir Jesus aus seiner Realität holen, werden wir ihn nie verstehen. Wir sollen ihn zunächst in seiner Realität lassen, damit wir wissen, wie er gelebt hat, wie er die politischen, ökonomischen, sozialen und religiösen Strukturen bekämpft hat.

Jesus wurde ermordet

Dann entdeckt man auch: Jesus von Nazareth ist nicht gestorben; er wurde ermordet. Das ist etwas ganz anderes. Er ist nicht ermordet

worden, weil er so viel betete. Er wurde umgebracht, weil er die damaligen tödlichen Strukturen bekämpfte, wegen seiner Art und Weise zu leben. Oft kann man in der Bibel lesen: Eine große Menge Volks folgte Jesus von Nazareth. Viele Menschen gingen hinter Jesus her. Als er am Kreuz hing, war fast niemand mehr da. Warum nicht? Warum hat es unter dem Kreuz von Jesus fast niemanden mehr gegeben? Was ist geschehen? Was hat sich abgespielt? Warum war der Mensch Jesus von Nazareth, Gottes Sohn, einerseits so beliebt und andererseits so gefährlich?

Wenn wir Jesus von Nazareth und die Bibel so sehen und gleichzeitig unsere Realität anschauen, so müssen wir uns fragen: Welches Bild von Gott haben wir in unserem Kopf? Ist es der Gott, der uns in der Bibel geoffenbart wird, oder ist es ein Abgott, den wir im Kopf haben? Reden wir über das Gottesbild: Das Volk Gottes lebte ungefähr 1300 Jahre vor Christi Geburt in Ägypten. In Ägypten war das Leben für Gottes Volk nicht so angenehm. Es hat Elend und Hunger gegeben. Die Arbeiter mußten immer weniger arbeiten und verdienten immer weniger. Es hat Unterdrückung gegeben: So lebte das arme Volk Gottes. So lebt ein Großteil unserer Mitmenschen heutzutage. Das ist bis jetzt nichts Neues. Der Chef der damaligen Zeit, der Pharao, der große Unterdrücker, glaubte auch an seinen Gott. Er hatte mit seiner

Freundin politische, ökonomische, soziale und religiöse Strukturen aufgebaut - die Pyramide stellt diese Strukturen dar -, die für das Volk tödlich waren: Hunger, Elend, Ausbeutung. Es gab sehr viele Tote. So war die Situation damals.

...wie eine entfernte Show

Jetzt erzählt uns die Bibel, daß der Gott, der sich in ihr offenbart, sagt: Ich habe das Elend meines Volkes gesehen. Gott schaut, hat Augen, sieht etwas. Er sieht das Elend seines Volkes: Hunger, Ausbeutung, Tod. Weiter heißt es in der Bibel: Gott sagt zu Moses: Ich habe das Weinen und das Geschrei meines Volkes gehört. Also, Gott ist nicht taub. Er hört etwas. Was hört er? Nicht die frommen Gesänge des Volkes. Aber er hört das Weinen und Schreien der Unterdrückten, Armen und Elenden. Das hört Gott. Er schaut, er sieht, er hört; aber er schaut nicht zu, er hört auch nicht zu. Weil er eben schaut und hört, geht er hinunter: Ich komme hinunter und werde mein Volk aus dem Elend befreien. Das ist das Gott, der uns in der Bibel geoffenbart wird. Er befreit. Er will das Volk aus politischen, ökonomischen, sozialen und religiösen Strukturen befreien, die töten.

Dann sagt er: Ich bin das Leben. Viele Jahre später sendet er noch seinen Sohn, weil die Menschen es vergessen hatten, daß der Gott der Bibel ein Gott des Lebens ist. Er sendet seinen Sohn und sagt es noch

einmal, daß er gekommen ist, damit wir das Leben haben, das Leben in seiner ganzen Fülle. Meine lieben Mitmenschen, meine lieben Freunde, respektieren wir das oder nicht? Glauben wir an diesen Gott und seinen Sohn, der das Leben des Menschen will und nicht unsere derzeitigen politischen, ökonomischen, sozialen und religiösen Strukturen, die töten? Wir sind Mörder. Wir alle sind Mörder, weil wir das Leben unserer Mitmenschen nicht mehr respektieren; weil wir das, was heute in der Welt los ist, an uns vorüberziehen lassen, wie eine weit von unserem Bett entfernte Show.

Wenn wir Jesus nicht amputieren...

Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, wie das ist, wenn Sie als Vater oder Mutter zuschauen müssen, wie Ihr Kind oder wie vielleicht auch Sie selber langsam, ganz langsam vom Hunger gefoltert und umgebracht werden? Wissen Sie, daß Hunger ein sehr unmenschlicher Tod ist, weil er eben ganz langsam umbringt. Das kann Jahre und Jahre dauern. Und was tun wir? Wo ist unser Glaube an den Gott des Lebens, an der Gott, der sich Befreier nennt, an den Gott, der politische,

ökonomische, soziale, religiöse Strukturen bekämpft, wenn diese Strukturen Tod verursachen? Wenn ich also an diesen Gott glaube, dann bekämpfe ich auch diese Strukturen und versuche mit denjenigen, die auch an diesen Gott glauben, andere Strukturen zu leben: Strukturen, die nicht den Tod verursachen, in denen aber Leben entstehen und sich entfalten kann.

So sehen wir die Bibel und Jesus von Nazareth. So hat die Bibel und Jesus für uns eine sehr wichtige Bedeutung für das tägliche Leben, weil wir die Bibel in ihrer Realität lassen; weil wir glauben, daß die Bibel eine Geschichte des Volkes ist und nicht nur eine Sammlung schöner Erzählungen. Es ist eine Geschichte mit politischen, ökonomischen, sozialen, religiösen Dimensionen. Wenn wir Jesus nicht amputieren, wenn wir ihn als ganzen Menschen anschauen - den politischen, ökonomischen, sozialen und religiösen Jesus -, wenn wir aus ihm keinen religiösen Clown machen wollen, dann ist er für uns Inspiration für unser tägliches Leben. So bekämpfen wir politische, ökonomische, soziale und religiöse Strukturen, die unmenschlich sind, die töten, und so versuchen wir, etwas anderes zu leben: etwas, wo das Leben Freude ist.

Erhard Griese

Glauben heute

Unterwegs zu einem neuen theologischen Paradigma¹

Im Tiroler Landesmuseum in Innsbruck hängen riesige Fastentücher aus dem Mittelalter. Als „biblia pauperum“ („Armenbibel“) stellen sie die „Heilsgeschichte“ in eindrucksvollen großflächigen Bildern für die Menschen ihrer Zeit dar, die weder lesen konnten noch eine Bibel besaßen. Die Auswahl und Abfolge dieser Bilder gibt das Credo, genauer: das theologische Paradigma wieder, das die Christenheit über sehr lange Zeit hin bestimmt hat (und das für viele heute noch als „kanonisch“ gilt).

Israels Glaube war ohne Bedeutung

Da ist zuerst die Erschaffung der Welt. Jeder Schöpfungstag kann ein Bild einnehmen. Danach der „Sündenfall“: zwei bis drei eindruckliche Bilder von der Verführung Evas durch die Schlange, von der Verführung Adams durch Eva und von der Vertreibung aus dem Paradies. Was kommt dann? Nach dem „Engel mit dem flammenden, hauenden Schwert“ (wenn nicht ein Bild von der Sintflut und der Arche eingeschoben wird) - die Ankündigung der Geburt des Erlösers an Maria durch den Erzengel Gabriel.

Ist deutlich, was bei diesem „Credo“ wegfällt? Die ganze Geschichte Israels: Abrahams Aufbruch, die Befreiungsgeschichte des Exodus mit Bund und Tora, die Verkündigung der Propheten. Der Glaube Israels blieb für die „Christen“ ohne Bedeutung.

Ähnliches und noch folgenreicheres geschieht in der nächsten Bilderzeile. Die Geburt des Erlösers läßt sich in einer Reihe von Bildern darstellen: Nach Mariä Verkündigung der Besuch bei Elisabeth, der Weg nach Bethlehem, die Geburt im Stall mit den Hirten, die Ankunft der Könige, und vielleicht noch der zwölfjährige Jesus im Tempel. Und dann? Jesus im Garten Gethsemane. Wieder ein deutlich sprechendes Schweigen: der erwachsen gewordene Jesus, der Verkünder des Reiches Gottes, der Bergprediger, der prophetische Rabbi aus Galiläa - nicht vorhanden, Fehlanzeige! Die Jesusgeschichte der Evangelien sinkt herab zur Stippvisite des Gottessohnes auf der Erde, die im Nachhinein, nachdem alles gelaufen ist, kaum noch Bedeutung hat. „Heil“ geht nur aus von dem metaphysischen Drama, das sich zwischen Gethsemane und Golgatha abspielt und das gläubig und verehrend zu

betrachten ist. Der wirkliche, irdische, jüdische Jesus wird durch eine heilsgeschichtlich-metaphysische Dramaturgie gefiltert und versinkt anschließend in der Wolke der Devotion.

Mittelalterliches und heutiges Weltbild

Nun ist dies zunächst einmal nur unsere heutige kritische Sicht. Wir wären falsch beraten, wenn wir sie nicht auch zu hinterfragen versuchten. Das „Credo“, das von den Innsbrucker Fastentüchern ablesbar ist, hat ja fast zwei Jahrtausende Christenheit bestimmt. Es ist alt. Das „apostolische Glaubensbekenntnis“ gibt selbst schon dieses Schema im wesentlichen wieder (ergänzt und unterbaut es aber durch den trinitarischen Aufbau). Mit dem Eintritt des Christentums in die hellenistische Welt zeichnen sich die ersten Schritte zu diesem Paradigma längst ab. Die Frage ist, ob wir heute zureichend beurteilen können, was dieses Credo für die Menschen des ausgehenden Altertums, des Mittelalters und noch weithin der frühen Neuzeit bedeutet hat. Vermutlich war es weit eher eine existentielle (nicht gemeint ist von mir: eine existentielle!) Interpretation ihres Lebens - in faßbaren mythischen, archetypischen Bildern - und darum mehr Realität, als eine historisierende Systematik es sein kann. Ich stelle mir die Menschen vor diesen großen Bilderwänden vor: Sie haben dies

alles vor sich, nicht „hinter sich“ - wie der historisch denkende Mensch. Die Entfernung zu jedem dieser Bilder ist sozusagen gleich weit: zu Schöpfung und Sündenfall und zu Krippe und Maria unter dem Kreuz oder den Jüngern an Pfingsten. Der mittelalterliche Mensch hat auf diese Weise seine Existenz vor Gott gerade zutreffend erfahren und erlebt! Es ist ein ständig gegenwärtiges „Drama“, in dem der Mensch sich und seine Welt deutet. Am konsequentesten stellt dies die Liturgie der Ostkirchen heraus.

Ebenso konsequent ist aber nun zu sagen: Wenn der Mensch der Gegenwart dieses Schema übernehmen und in sein Weltbild einschalten soll, dann beginnt es zu knirschen. Er müßte es historisieren und in einem rationalistischen Sinne dogmatisieren, weil er „Welt“ anders, nämlich historisch und rational, erfährt und interpretiert.² Aber dabei gerät er in Konflikt mit der Weise, wie er und seine Zeitgenossen sonst ihre Welt täglich deuten. „Religion“ wird so zu einem belanglosen Sonderbereich, der von der Wirklichkeit isoliert ist. Entweder verliert das Credo des Mittelalters seine Kraft oder es wird fundamentalistisch verhärtet und verzerrt zur Weltanschauung einer kognitiven Minderheit, einer frommen Sekte, die zwar eifrig in die „Welt“ hineinmissionieren mag und gelegentlich durch „Erfolge“ bestätigt zu werden scheint, bestenfalls auch einer selbstbewußten „kleinen Herde“ ein Geborgenheitsgefühl

vermittelt, die aber letztlich sich selbst vom Lebenszusammenhang der Gegenwart losgekoppelt hat. Toleriert wird sie lächelnd, weil sie an politisch-gesellschaftlicher Belanglosigkeit nicht mehr zu überbieten ist.

Es geht also um zwei eminent wichtige Schritte zu einem neuen theologischen Paradigma:

Wir haben erst noch neu zu lernen, welch tiefe Bedeutung das „alte“ Credo für den Menschen hatte, der eine andere Weise des Umgangs mit der Welt, der „Anschauung“ der Welt besaß. Und das nicht nur aus schuldigem Respekt vor ihm und vor der Geschichte, sondern weil daraus bei entsprechendem Bemühen - Unersetzliches für heute zu erkennen ist. (Aber die Übersetzungsarbeit ist unumgänglich.)

Ein „Fastentuch“ für die Gegenwart

Zum zweiten ergibt sich aus der Praxis unseres Glaubens und Lebens längst eine neue Akzentuierung, eine andere „Bilderwand“, die in unserer Zeit auch zu nichtreligiösen Menschen sprechen kann.

In dieser „Bilderwand“ sehen wir Abraham auf dem Weg, nur vom Wort der Verheißung geleitet. Da wird die Befreiungsgeschichte des Exodus gegenwärtig und bezeugt, daß Sprechen von Gott nur dann gilt, nur dann verantwortbar ist und verstanden wird, wenn es um *den* Gott geht, der „das Elend seines

Volkes sieht und sein Schreien hört“ (2.Mos.3,7). Da ist Jesus nicht nur das stumme Kind in der Krippe oder der verstummte Gekreuzigte auf dem Schoß seiner Mutter, sondern vor allem der erwachsene jüdische Jesus, der selbst den Mund aufmacht und der zur Nachfolge statt zur Devotion ruft. Die Reich-Gottes-Gleichnisse, die Bergpredigt, die Worte Jesu - wie sie in der Logienquelle überliefert sind - werden wiederentdeckt als Zentrum der Evangelien und der Bibel. Das Magnificat (Luk. 1,47-55) wird dann anders wahrgenommen, und zur Kreuzigung gehört nicht nur der Gewaltverzicht Jesu und seine Bereitschaft zum Sterben, sondern auch das Komplott der Mächtigen. Nicht Israel hat aufgrund einer Informationslücke den Gottessohn nicht richtig identifiziert, wie es das Credo von Oberammergau nahelegte, sondern die Mächtigen und Herrschenden - das Römische Imperium und die ihm ergebenen Kollaborateure aus der Oberschicht von Jerusalem - versuchten den mundtot zu machen, der das Reich Gottes für jetzt und hier, als „ganz nahe herbeigekommen“ ausrief und selbst mit seinem Leben und Sterben dafür eintrat.

Auferstehung ist dann nicht ein für wahr zu haltendes Geschehen von vorgestern, sondern die gegenwärtige Wirklichkeit, daß durch die Hinrichtung am Kreuz der, der Gott für uns vertritt, nicht im Tode vergangen ist, sondern lebt und bei

uns ist in der Kraft des Heiligen Geistes. Seine Sache, das „Reich Gottes“ geht - trotz alledem und nun erst recht - weiter.

In dem Aufbruch um die Jahrhundertwende, der dann in der Weimarer Zeit als „Religiöser Sozialismus“ auch politische Gestalt annahm, ist dies, bei Christoph Blumhardt³ und Leonhard Ragaz⁴ vor allem, praktisch bereits vorgegeben, wenn auch religiöse Sozialisten theologisch „positiv“ oder „liberal“ im seinerzeitigen Sinne waren und das ganze Gewicht ihrer Arbeit nicht auf derartige theologische Vorfragen, sondern auf „Orthopraxie“ legten und darin ihre Übereinstimmung gefunden hatten.

Von der lateinamerikanischen Befreiungstheologie geht ein Impuls aus der sich mit diesem Ansatz trifft. Wenn manche Züge lateinamerikanischer Spiritualität in einem Weltbild von „vor der Aufklärung“ beheimatet sind, so ist dies gerade kein Widerspruch und hebt die Feststellung nicht auf, daß beide Bewegungen zueinander konvergieren und sie gemeinsam zu einem neuen theologischen Paradigma beitragen. Denn die katholische Frömmigkeit Lateinamerikas ist eine authentisch, ohne Bruch, aus dem „mittelalterlichen Welterleben“ übernommene und überkommene Weise des Glaubens, die sich damit um Welten von einem evangelikalen oder römischen Fundamentalismus unterscheidet, der „nach der Aufklärung“, im Europa der Gegenwart, diesen Deutungsrahmen historisch

und ontologisch dogmatisiert - statt ihn zu interpretieren und damit für den Menschen in seiner Tiefendimension zu erschließen. Erkennbar wird diese Übereinstimmung an der gleichen Ausrichtung der politisch-gesellschaftlichen Konsequenzen. Als drittes Beispiel, von dem aus das neue Paradigma entwickelt werden kann, ist die sozialgeschichtliche Exegese zu nennen, wie sie vor allem von Luise Schottroff praktiziert wird.⁵

Zwei letzte Anmerkungen noch: Die entscheidende - und unwiderlegbare - Erkenntnis in der Auslegung der Bibel ist: Bei Jesus, in den Evangelien, bedeutet „Reich Gottes“ („Reich der Himmel“, wie Matthäus meist sagt, weil er gut jüdisch den Gottesnamen umschreibt), griech. *basileia tou theou*, hebr. *malkuth JHWH*, nicht einen Zustand in einem Jenseits, den der Mensch nach seinem Sterben erreichen mag, sondern das Sich-Durchsetzen des Willens Gottes auf Erden, der Gerechtigkeit und Menschenwürde, „Schalom“ im umfassenden Sinne für alle möglich macht, beginnend in dem wiederhergestellten Bundesvolk Israel und gemäß den Verheißungen der hebräischen Bibel in der Fülle der Zeit schließlich einladend ausgreifend auf die „Völker“. Das ist das Thema der Verkündigung des Jesus von Nazareth und seiner ersten JüngerInnen. Für diesen Anbruch der *malkuth* ist Jesus gestorben und auferweckt worden, nicht für eine „christliche Religion“,

wie wir sie heute zumeist vorfinden. Das Vaterunser, das einzige Gebet, das Jesus die Seinen lehrte, schreit geradezu mit allen seinen Bitten nach diesem Gottesreich.

Was bedeutet es, von „Gott“ zu sprechen?

Zweitens: Wenn diese Botschaft heute aufgenommen werden soll und nicht - in eine mit anderen Religionen konkurrierende Religion verwandelt - zur „Weltanschauung“ einer kognitiven Minderheit verschimmeln darf, dann gehört zu einem neuen Tun und Reflektieren des Glaubens⁶ auch eine neue Besinnung über das Bild bzw. den Begriff von „Gott“. „Gott“ ist zunächst eine Vokabel unserer menschlichen Sprache. Wenn dieses Wort zwischen zwei Menschen vermittelt werden soll, muß es von den beiden Dialogpartnern akzeptiert werden und bei beiden eine annähernd ähnliche Bedeutung haben. Sonst ist das Gespräch sinnlos, und jede Predigt ebenso. Wir müssen also sagen können, was wir mit „Gott“ meinen und was das Sprechen von Gott bedeutet. Es bringt nichts und macht keinen Sinn, wenn zwei miteinander reden, und der eine sagt „Gott gibt es“, der andere „Gott gibt es nicht“. Die Bibel jedenfalls würde sich nicht auf solchen Unsinn einlassen. Das Gegenteil von Glauben an Gott ist nicht ein womöglich neuzeitlicher „Atheismus“, sondern - biblisch - der

Götzendienst oder das Fehlen des Vertrauens darauf, daß das Halten der Tora Leben bedeutet.

Nicht Atheismus, sondern Götzendienst ist das Gegenteil von Glauben

Ein Ansatz - der ein ausgiebiges Gespräch erfordert - besteht also darin, auszumachen, wo Götzendienst geschieht. Darauf machen uns auch die Theologen der „Dritten Welt“ aufmerksam.

Ein anderer Ansatz, den ich im Gespräch mit BerufsschülerInnen seit einiger Zeit verwende, ist der Versuch einer Art Definition, auf die ich mich einlassen mußte, als ich einmal von einer Gruppe SchülerInnen aufgefordert wurde: „Sagen Sie uns einfach mal, was Gott ist!“ Ich habe dann für die nächste Stunden - nach einigem Überlegen natürlich - einen Satz an die Tafel geschrieben, mit dem ich fortan ganz gut klarmachen konnte worum es geht: *„Gott ist die Kraft, die uns zum Widerstand gegen Ungerechtigkeit und zur Liebe befähigt.“* Dieser Satz kommt durchweg gut an und kann das künftige Gespräch bestimmen. Er macht deutlich, daß es nicht um ein Fürwahrhalten geht, ob es „jemanden namens Gott gibt“, sondern um ein - untereinander vermittelbares - Zutrauen darauf, daß ich mich von einer solchen Kraft bestimmen lasse. Damit ist freilich noch nicht alles gesagt oder beantwortet. Es ist ja jetzt die Frage,

Dasjenige Verständnis des Christentums, wogegen der religiöse Sozialismus auftritt, ist statischer Art. Es stammt aus einem Denken, wonach die Welt fertig ist, wonach die bestehenden Verhältnisse zugleich göttliche Ordnung sind, freilich nur zeitweilige, aber doch so, daß für diese Weltzeit keine Hoffnung auf wesentliche Änderung bleibt. Demgegenüber vertritt der religiöse Sozialismus eine dynamische Denkweise. Er glaubt an den lebendigen Gott, der nicht nur geschaffen hat, sondern vorwärts schafft. der keine feste, fertige Welt kennt, sondern die Welt verändern, erneuern will, an den Gott, der die ewige Revolution der Welt ist. Er glaubt an das Reich Gottes, das der Ausdruck des lebendigen Gottes in der Welt ist. Dieses Reich schreitet lebendig fort. Es stürzt die Reiche dieser Welt: wie es Moloch und Baal gestürzt hat, so wird es Kapitalismus und Militarismus stürzen. Und nicht weniger, wenn es nötig ist, kann es auch Tempel, Religionen, Christentümer, die deren Weihe und Stütze werden, stürzen. Die Gottesherrschaft wird alle andere Herrschaft stürzen, und indem sie sich selbst aufrichtet, den Menschen aufrichten.

Das Wort vom Heiligen Geist, für Christoph Blumhardt, den größten Vertreter des religiösen Sozialismus, des Gebet der Gebete, ist nach dem vom lebendigen Gott und vom Reiche Gottes dessen drittes großes Wort geworden. Wie mit alledem ein gewisser Individualismus überwunden ist, so wird auch jener Pessimismus besiegt, der jeden wesentlichen Sieg des Reiches auf Erden ausschloß. Der religiöse Sozialismus denkt nicht geringer von der Macht des Bösen als das augustinische Christentum, aber er glaubt sehr viel stärker an die Macht Gottes, diese Macht des Bösen zu besiegen, glaubt an die Macht der Auferstehung Christi in der Welt, in die Welt hinein. Darum ist sein letztes Wort die Hoffnung - die Hoffnung auf das Reich für die Erde.

Leonhard Ragaz

wo ich diese Kraft wahrnehme und wie ich sie selbst erfahren kann. Aber das Gespräch wird „vernünftig“ in dem Sinne, daß jeder am Gespräch beteiligte etwas allen Zugängliches meint. „Nicht an Gott glauben“ bedeutet dann: Mir fehlt das Zutrauen dazu, daß es überhaupt eine solche Kraft für Menschen gibt. Oder: daß ich mich davon leiten lassen sollte. Oder: Andere

Menschen haben mir den Mut genommen, auf eine solche Kraft zu hoffen. Oder: Ich weiß noch nicht, wo diese Kraft auftritt. Oder: Ich weiß nicht, ob ich sie je erfahre und wie ich sie erfahren kann. Dann aber ist das Gespräch endlich konkret. In traditioneller theologischer Sprache ist dies der Einstieg vom „dritten Glaubensartikel“ her. Er ist dann einmal zu ergänzen durch das Reden

von Gott im universalen, Leben und Tod, Mensch und Natur umgreifenden Sinne, wie es der „erste Artikel“ anstrebt. Martin Buber hat ja einmal gesagt, vielleicht müsse das mißverständliche Wort „Gott“ einmal für ein Jahr durch das Wort „Leben“ ersetzt werden, und damit suchte er sicher einen Weg zur Kommunizierbarkeit der biblischen Botschaft. Und der Einstieg vom „zweiten Artikel“ her kann einfach zum Hören auf Jesus von Nazareth

¹ Den Begriff „Paradigma“ möchte ich - nach langem Überlegen - nicht durch ein weniger fremdes Wort ersetzen, denn er meint etwas, was auch mit „Credo“ (Glaubensbekenntnis), Spiritualität oder „Sprache des Glaubens“ nicht zureichend wiedergegeben wird. Es geht um mehr als eine „Sprache des Glaubens“ (die konnte zuzeiten bereits vielfältig sein) und nicht um eine katechetische oder missionarische Taktik. „Paradigma“ ist das - zumeist mit unreflektierterer Selbstverständlichkeit angewandte und darum ja nicht thematisierte - Grundschemata des Wahrnehmens, Erkennens und Denkens, mit welchem Menschen ihr Leben und ihre Welt beschreiben und das umfassend Kulturen und Epochen bestimmt. Erst die Begegnung mit völlig fremden Kulturen oder die Wahrnehmung eines gegenwärtigen Bruch oder Wechsels dieses Bezugsrahmens kann die Fragestellung nach dem Paradigma auslösen. Solange es selbstverständlich ist, gibt es logischerweise auch kein allgemein gebräuchliches Wort dafür.

² Damit ist nicht gesagt, daß der Mythos oder das mythologische Denken für den

einladen - wie bereits oben gesagt - und auf ganz nüchtern-menschliche Weise, jedem „Atheisten“ zugänglich, wahrzunehmen beginnen, was Jesus meint mit dem Gott, auf den er sich beruft und den er geradezu für uns vertritt.

Und so könnte auch das schwierige traditionelle Dogma von der Trinität wieder verständlich werden: Solche dreierlei Zugänge erschließen sich uns für ein Sprechen von Gott.

Menschen von heute ohne Bedeutung wären. Ganz im Gegenteil, der Mensch der Gegenwart braucht es notwendig als Ergänzung und Korrektur seines einseitig historisch-rationalen Denkens. Nur: Er weiß eben, daß der Mythos ein Mythos ist (oder er ist, auch wenn er in diesem Jahrhundert lebt, kein Mensch der Gegenwart im Sinne unserer Frage nach dem Paradigma). Und dahinter gibt es kein Zurück.

³ Christoph Blumhardt: *Ansprechen, Predigten, Reden, Briefe: 1865-1917*, aus dem Nachlaß hg. von Johannes Harder. 3 Bände, Neukirchen 1982² (Siehe auch Griese in C&S 2/89).

⁴ z.B. Leonhard Ragaz: *Die Gleichnisse Jesu*; und: *Die Bergpredigt Jesu*. Gütersloher Tb. 450 und 451.

⁵ z.B. Luise Schottroff, Wolfgang Stegemann: *Jesus von Nazareth, Hoffnung der Armen*. Urban-Tb. 639, Stuttgart 1978 (siehe auch Griese in C&S 2/89 und 3/89).

⁶ Ein ausführliches Beispiel bietet Helmut Thielen: *Auf dem Wege zu neuem Glauben*, C&S 3/89.

Isolde Böhm

Die Bibel im Alltag der Arbeitswelt

Erfahrungen als Verkäuferin im Supermarkt

Seit 1980 arbeitet die 38-jährige Theologin Isolde Böhm als Verkäuferin in einem Supermarkt in Berlin. Pfarrerin - was sie gelernt hat - ist sie in ihrer Freizeit, wo sie als Predigerin und in Hauskreisen in einer Gemeinde im Wedding mitarbeitet. (Siehe auch den Tagungsbericht „Religiöser Sozialismus und Bibel“ in C&S 2/87. „Ich hab mir das überlegt mit der Beruflichkeit des Pfarrers, daß die ein Hindernis ist, und da hab ich mir gedacht, entweder wird ein Buch daraus oder ein Leben.“)

Die Arbeitswelt, in der ich zu Hause bin, ist der Lebensmitteleinzelhandel. Ich bin Verkäuferin in einem umsatz- und flächenmäßig sehr großen Supermarkt einer Berliner Filialkette. Für 35 Stunden in der Woche ist mein Arbeitsplatz dort zusammen mit zwei anderen Kolleginnen am Kühlregal, bei der sogenannten Frischware.

Arbeit im Lebensmittelbereich bedeutet:

- *Körperlich harte Arbeit*: In unserer Abteilung werden jeden Tag etwa 3-4.000 Kilo Ware „verarbeitet“, d.h. so viel Ware kommt an und wird in einzelnen, unterschiedlich schweren Einheiten abgepackt, sortiert, wieder gestapelt, im Kühlkeller verstaut, wieder hochgeholt, ins Regal gestellt. An einem Samstagmorgen sind es oft 8-900 Kilo allein an Milch. Dazu die ständige Kälte der Kühllagen, der Windzug vom Eingang her - und vor allem die Hektik. Die Arbeit im Einzelhandel ist längst zum Akkord ohne Akkord geworden. Seit Jahren geht der Streit um die Berechnung des Personaleinsatzes: nach Umsatzfläche oder

Umsatzhöhe. Weil da keine Einigung erzielt wird, geht die Zange der Personaleinsparung weiter zu.

Zwischen Konsum und Ausbeutung

- *Miese Bezahlung und miese Bedingungen*: Zwar wird immer betont, daß wir ja nicht Arbeiter, sondern Angestellte seien, es also viel besser hätten. Aber so viel kann da nicht dran sein, denn erstaunlich viele Verkäuferinnen zieht es nach der Ausbildung in die Fabrik. Dort sind die Löhne höher. Der Einzelhandel steht unter den Schlußlichtern der vom Deutschen Gewerkschaftsbund aufgestellten Lohnskala. Das Endgehalt einer Verkäuferin liegt nach acht Berufsjahren bei DM 2.150.- brutto.

Die Arbeitszeiten sind in der Fabrik besser: Keine Samstagsarbeit und keine zwischen den Feiertagen, weniger flexible Arbeitszeiten und nicht die zunehmend gezerzten Pausenzeiten, oft zwei Stunden am Tag - und das für Familienmütter, die bis zu eine Stunde Anfahrtsweg

haben. Der Arbeitsplatz ist konstanter; bei uns gehört die Einwilligung in eine jederzeit mögliche Versetzung mit zum Arbeitsvertrag, und das wird als Strafe oder Maßregelung oder auch „einfach so“ von der Firmenseite reichlich ausgenutzt. Der Kontakt und Zusammenhalt unter Kolleg/inn/en ist in der Fabrik eher möglich durch den gemeinsamen, gleichzeitigen Beginn und gemeinsame Pausen, auch durch räumliche Nähe während des Arbeitens.

- *Große psychische Belastung:* der konstante Lärm und die nie abreißende Unruhe im Laden (es bewegen sich oft bis zu 350 Leute im Laden, also um uns herum). Dies ist eine unterschwellige und sehr diffuse Unruhe, die bewußt kaum geortet werden kann und die uns auf eigenartige Weise zugleich anspannt und auslaugt. Dazu die Beanspruchung von allen Seiten, das ständige Präsentsein, das Angerempeltwerden und das Slalomlaufen beim Einräumen.

- *Die zugespitzte Situation aller spezifischen Frauenarbeit:* typische Degradierungen (in der Anrede per Du, „Kind“, „Mädchen“; Männer werden natürlich gesiezt) und Objektsein (Anspielungen und Witze), Ausnutzen spezifischer Frauensozialisation (Unterdruckgesetztwerden durch Appelle an „menschliche“ Gefühle).

Diese vier Erfahrungen gibt es in vielen anderen Bereichen manueller Frauenarbeit. Was - für mich - aber als zusätzlicher und belastender

Punkt dazukommt, ist die im Verkauf ständig gegenwärtige, sich allen Sinnen aufdrängende Spannung zwischen Ideologie und Wirklichkeit, zwischen Konsum und Ausbeutung, zwischen künstlichem Glanz und weggeworfenen, verdorbenen Lebensmitteln, zwischen Verführung und Betrogenwerden - zwischen dem Höchstwert der Ware, d.h. des Geldes, und dem Nichtswert des Menschen.

„Was ist der Mensch ...?“

Jeder einzelne unserer Arbeitstage stellt wie wohl wenig anderes so drängend und brennend die Frage nach dem Menschsein, nach dem, was wir als Menschen wert und würdig sind. Ich weiß nicht, wie oft mir das beim Arbeiten in den Sinn kommt: „Was ist der Mensch, daß du seiner gedenkst, und des Menschen Kind, daß du dich seiner annimmst?“ (Ps.8,5) So ein Wort wird, wenn man nicht mehr kann, entweder zum Spottlied oder zum letzten Rettungsanker. Und es ist bestimmt kein Zufall, daß mir trotz allen Hantierens mit Bibeltexten im Studium nicht aufgefallen war, daß diese Frage wortwörtlich in zwei verschiedenen Psalmen gestellt wird und zweimal völlig verschieden, ja gegensätzlich beantwortet wird:

Ps.8,6: *Du hast ihn wenig geringer gemacht als Gott, mit Ehre und Herrlichkeit hast du ihn gekrönt.*

Ps.144,3-4: *Ist doch der Mensch gleichwie nichts, seine Zeit fährt*

dahin wie ein Schatten.

Was ist der Mensch? Nein, nicht in der dritten Person, sondern in der ersten: Was bin ich, als Mensch! Was sind wir, als Menschen, wir, die wir in einem Boot sitzen - das steckt als Frage hinter den meisten Aussprüchen und Gesprächen „auf Arbeit“. Es ist eine quälende Frage, eine, die Angst vor der Antwort hat und doch ahnt, wie die Antwort lauten wird. An dieser Frage habe ich auch begonnen zu entdecken, daß natürlich die Bibel, als Buch, als relevantes Wissen oder lebendige Erinnerung, bei uns während der Arbeit nicht vorkommt, aber mir unendlich viel an biblischen Bildern und biblischer Erfahrung in der Arbeitswelt wiederbegegnet.

„Da denkst du doch wirklich, du bist kein Mensch mehr!“ - „Ich aber bin ein Wurm und kein Mensch ...“ (Ps.22,7)

„Wenn du erst mal krank bist oder alt, dann fliegst du raus wie ein Stück Abfall!“ - „Ich fahre dahin wie ein Schatten, der schwindet, und werde abgeschüttelt wie Heuschrecken.“ (Ps.109,23)

„Ich kann nicht mehr, ich komme mir vor wie ein Luftballon ohne Luft...“ - „... wie Wasser bin ich ausgeschüttet, es lösen sich alle meine Glieder.“ (Ps.22,15)

„Ich bin so müde geworden vom Seufzen.“

Ich denke an Kassiererinnen, wenn abends die Kasse nicht stimmt,

um größere Beträge, 20.- oder 30.- DM zu viel oder zu wenig. Großer Streit, heftige Vorwürfe, lautstarke Drohungen, und, was die Kolleginnen dann oft am wenigsten losläßt, die Frage: Wo habe ich bloß den Fehler gemacht? Oft kommen sie dann am nächsten Tag an, bleich und gerädert, aber eben mit der „Lösung“: Jetzt weiß ich es, bei dem und dem habe ich... das war um die und die Zeit... Einerseits erleichtert und andererseits voller Angst vor dem Tag: Ich bin völlig fertig, konnte überhaupt nicht schlafen, wie soll das heute nur gutgehen? - „Ich bin so müde geworden vom Seufzen; ich schwemme mein Bett die ganze Nacht und netze mit Tränen mein Lager. Mein Auge ist trübe geworden vor Gram und matt, weil meine Bedränger so viele sind.“ (Ps.6,7-8)

Manchmal - in der Berliner U-Bahn, etwa an einem Samstag früh, begegnen sich solche müden Gestalten: Fabrikarbeiter, die von der Freitagnachtschicht kommen, und Verkäuferinnen, die als Vorbilder für alle Arbeitgeberwünsche nach flexibler Arbeitszeit zum sechsten Mal in dieser Woche zur Arbeit fahren...

„Gott, zerbrich ihnen die Zähne im Maul ...!“

Da ist aber auch das andere, die Auseinandersetzung mit feindlichem Unrecht, die Klage über die alles durchsetzende, übermächtige Ungerechtigkeit und

die Not, damit zurechtkommen zu müssen - damit, und was den treulosen Freund betrifft, mit verletzter Solidarität.

Aus solcher Not heraus kann ein Klagepsalm entstehen oder auch ein Rache-psalm. In den letzten Jahren bin ich unsicher, nachdenklich geworden, was das „Heulen und Zähneklappern“ betrifft und das „Hinauswerfen in die Finsternis“, auch die kompromißlose, alle hinwegfegende Sprache der Rache-psalmen ...

„Sprecht ihr in Wahrheit Recht, ihr Mächtigen? Richtet ihr in Gerechtigkeit die Menschenkinder? Nein, mutwillig treibt ihr Unrecht im Lande, und eure Hände treiben Frevel.“ (Ps.58,2) und „Gott, zerbrich ihnen die Zähne im Maul, zerschlage, Herr, das Gebiß der jungen Löwen!“ (V.7)

Wurden solche Gebete immer schon - bürgerlich fein - ausgelassen und gemieden? Waren damit nie, auch nicht als sie entstanden, konkrete geschichtliche Erfahrungen beim Namen genannt und ganz konkrete Menschen gemeint, gegen die sich ein ohnmächtiger, verzweifelter, sich aber vor Gott im Recht und am Platz wissender Zorn richtete?

Etwa folgende konkrete, geschichtliche Erfahrungen: „Wenn Lamsdorf 2 Millionen klagt, kriegt er noch zwei hinterher; wenn unser eins im Obstkeller erwischt wird, fliegen wir hochkantig raus!“ Oder: Freundlich, sanft wird man oder frau

gefragt, Überstunden zu machen (natürlich zu normalem Stundenlohn), wird überredet, gegen alle Arbeits- und Unfallschutzgesetze bis zu 13 Stunden in der Filiale zu sein. Es ist doch das Weihnachtsgeschäft, das gesichert werden muß, die Inventur, die nach Ladenschluß noch abgewickelt wird... Würde aber ein Unfall passieren oder wirklich mal ein Amt zur Kontrolle in die noch abends erleuchtete Filiale kommen, würden wir fallengelassen wie eine heiße Kartoffel. - „Ihr Mund ist glatter als Butter, und sie haben doch Krieg im Sinn; ihre Worte sind linder als Öl und doch gezückte Schwerter.“ (Ps.55,22)

In Klage und Rache lebendig bleiben

Was mir immer wichtiger wird, ist das Du in den Psalmen, in der Bibel; ebenso das geschichtliche Wir.

Ich ahne manchmal, daß es mir leichter fällt als meinen Kolleginnen und Kollegen (vor allem den Deutschen unter ihnen), in Klage und Rache lebendig zu bleiben, das heißt, nicht zu resignieren, nicht bitter oder eben wie eine Schallplatte mit Sprung zu werden. Es ist, als reiche es nicht zum Heilbleiben aus, wenn Leid nur festgestellt wird, wenn man es allenfalls wiederfindet in Meldungen oder Erhebungen über Frührente oder Arbeitsunfälle oder Erwerbslosigkeit. Leid muß man loswerden, aber es darf nicht vergessen sein. Und weil man es

einfach loswerden muß, wird es hinausgeschrien, irgendwohin, „in die Luft“, hängt dann da wie so ein Damoklesschwert, und fällt bei einer neuen Erfahrung mit Wucht wieder herunter. Es ist, als mache es einen Unterschied, ob ich die Demütigungen und Schikanen meiner Vorarbeiterin mir und anderen erzähle, wiederhole, rezitiere, von allen Seiten beleuchte und bedenke, aufwärme und erinnere, oder ob ich ein Du ins Spiel bringe, und sei es auch noch so weit, noch so imaginär. - „Zähle Du die Tage meines Elends, sammle meine Tränen in Deinen Krug; ohne Zweifel, Du zählst sie.“ (Ps.56,9)

Auch die Kraft, die ich, die wir dem Unrecht entgegenhalten, ist abhängig davon, ob ich festhalte oder auch nur zu behaupten nicht aufhöre, daß Unrecht Konsequenzen hat, daß es nicht ungesehen geschehen kann. - „Der Gottlose meint in seinem Stolz, Gott frage nicht danach. 'Es ist kein Gott', sind alle seine Gedanken. Er fährt in seinem Tun fort und fort. Warum soll der Gottlose Gott lästern und in seinem Herzen sprechen: 'Du fragst nicht danach!' Du siehst es doch, denn Du schaust das Elend und den Jammer; es steht in Deinen Händen.“ (Ps. 10,4-5.13-14)

Es ist schwierig, über solche Dinge zu reden, weil ja weder Glaube noch biblische Worte „magische Wirkungen“ haben. Mir geht das Herz genauso in die Knie wie allen anderen, wenn über Mikrofon ertönt: „Frau Böhm, ins Büro bitte, Frau

Böhm!“, und ich habe genauso oft gekniffen wie alle anderen, wenn etwas hätte gesagt werden müssen. Nicht die Erfahrung an sich wird anders, aber vielleicht ihre Macht, ihre Herrschaft, ihre „Langzeitwirkung“.

Zum Weitergehen, Sich-Bergen, Sich-Schützen

Ich denke oft an die dem jüdischen Volk gegebene Weisung über den Umgang mit den Worten der Tora: „Und diese Worte, die ich dir heute gebiete, sollen dir ins Herz geschrieben sein ... und du sollst sie sagen, wenn du in deinem Hause bist und wenn du auf dem Wege gehst, wenn du dich niederlegst und wenn du aufsteht.“ (5.Mos.6,6-7) Die Frage, ob die Bibel „für die Arbeitswelt“ relevant ist, ist mir in der „Arbeitswelt“ verlorengegangen, im wahrsten Sinne des Wortes. Es scheint eine vom Überleben, vom Lebenwollen diktierte Veränderung zu sein: Irgendetwas braucht man als Stütze zum Weitergehen, als Hort zum Sich-Bergen, als Schild zum Sich-Schützen ... all diese biblischen Worte sind da genau die richtigen Bilder. Sie sagen, was man ahnt, braucht, und doch noch gar nicht begreift. - Und doch ist einfach gar keine Zeit, keine innere Zeit sozusagen, bis die Frage der Bedeutung erforscht, geklärt, bewiesen, begründet ist. Es ist einfach so, daß bei der Wanderung in einer ausgesetzten Situation der Umgang mit der Bibel

ein Zwischending von Rettungsanker und Verzweiflungstat wird.

Das Sich-Einlassen auf die Arbeitswelt hat der Frage nach der Relevanz der Bibel alle Beliebtheit, alle akademische Leichtköpfigkeit genommen. Es hat auch das Wie meines Umgangs mit der Bibel mit der Bibel geprägt. Ich denke, daß ich heute spielerischer und zweckfreier mit der Bibel umgehe und mir ihr lebe.

Die Bibel in der Wirklichkeit wiederfinden

Zweckfrei heißt: biblische Bilder oder Geschichten in der Wirklichkeit wiederfinden, aber noch nicht wissen, auch nicht fragen, was das nun bedeutet, bewirkt oder welche Konsequenzen daraus zu ziehen sind.

Ich denke an einen Tag, der furchtbar hektisch war, irgendwann in der Vorweihnachtszeit. Das sind oft Tage, wo wir als Kollegen nur wie Segelschiffe mit vollem Rückenwind aneinander vorbeisegeln, allenfalls dazu Zeit haben, uns anzuschauen und die Augen zur Decke zu drehen: Keiner von uns weiß, wie die Arbeit schaffen, wie den Tag rumkriegen. Obwohl nichts nötiger wäre als ein ruhiges, beruhigendes Wort von einer Kollegin, einem Kollegen, schaffen wir es alle ganz selten, uns mal eine Minute frei zu machen. Es ist, als würden wir das Getriebenen selbst nur weitertreiben können.

Und da kommt Mohammed, der

kurdische Kollege aus der Obstabteilung, plötzlich an - mit einem ganzen Spankorb voll sorgfältig zerkleinertem Holz von Kiwi-Kisten: für meinen Kachelofen, zum Anheizen... Soviel Mühe inmitten all der Arbeit. Ist es verrückt, da an das Scherflein der Witwe zu denken? Zu wissen, daß es einfach stimmt: „Diese hatte mehr eingelegt als alle anderen ... sie aber hat aus ihrem Mangel heraus alles eingelegt, was sie hatte, ihr ganzes Gut.“ (Mk.12,41-44)

Zweckfrei heißt: einen Zipfel, die Ahnung davon erhaschen, warum Jesus über das Reich Gottes in Gleichnissen, in Ab-Bildern der Wirklichkeit spricht, und zwar immer in Gleichnissen, die einfach nur IST sagen. „Das Reich Gottes ist gleich...“ Ja, das Reich Gottes ist..., und nur die Jünger, die nicht kapieren, nur wir Jünger, die nicht kapieren, müssen fragen: Und was bedeutet das? Es ist, als wäre es manchmal genug und alleine schon voll Bedeutung, daß etwas ist.

Spielerisch mit der Bibel leben, ist dem ähnlich, aber aktiver. -Spielerisch - das heißt: alle möglichen (und auch unmöglichen) Situationen mit biblischen Worten und Begriffen zusammenbringen, und es mit Genuß tun, ohne nach exegetischen Urteilen darüber zu forschen.denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“ (2.Kor.12,9) Über den paulinischen Zusammenhang belehrt, habe ich das immer verstanden als Tröstung an die Adresse der Schwachen, Tröstung

darüber, daß ihre Schwachheit bleibt und bleiben wird. Sie ist auch wichtig, das steht ganz in der Nähe der Klagepsalmen. Aber dann hörte ich plötzlich einen ganz fremden Ton darin: Ich habe oft gestaunt, mit welcher Kraft, welch vehementer Energie Kolleginnen von irgendeiner Ungerechtigkeit, Verletzung oder auch Gemeinheit erzählten... Und einmal hatten wir im Keller ein langes Gespräch - was für uns lange Gespräche sind, sind oft nur kostbare 5 oder 10 Minuten - darüber, daß wir, wenn uns etwas zugefügt wird, eigentlich nur immer daraufstarren, was der andere uns antut, womit sozusagen der andere auf uns zukommt. Wir achten dann gar nicht darauf, daß im selben Moment auch in uns etwas geschieht, in uns etwas hochkommt, eine heftige Empörung nämlich. Was wäre das für eine Kraft, wenn sie nicht mit aller Kraft unterdrückt würde!

Kann es sein, daß Gottes Kraft nicht nur verhüllt in unserer Schwäche bei uns ist, sondern daß sie sozusagen auch griffbereit in unserer Schwäche bei uns ist! Daß ich da, wo ich in die schwächste Position gedrängt werde, nicht nur auf das größte Kraftpotential hoffen, sondern wirklich darauf zurückgreifen darf?

Wir brauchen Namen für das, was uns bedrängt und freut

Ich möchte nicht mehr abstrakt, auch nicht mehr objektiv an die Bibel

herangehen. Ich möchte konkret und subjektiv mit ihr leben, mit meiner ganzen Misere und mit der meiner Kolleginnen und Kollegen, der Misere der Welt. So belastet und müde. Müde, viel zu müde oft, um auf die Bibel noch zuzugehen. Belastet, viel zu belastet, um einfach für alles offen zu sein. Es ist, als möchte ich zur Bibel sagen: Wenn das mit uns beiden etwas werden soll, dann mußt du mir schon ein Stück entgegenkommen, und wenn das mit uns was werden soll, dann kannst du auch nicht mit allem kommen. Was wir brauchen, sind Worte für unsere Erfahrungen, Namen und Deutung für das, was uns bedrängt und was uns freut, damit aus Lebensgeschehen und Weltgeschehen Lebensgeschichte und Weltgeschichte wird.

So wie es die Juden tun

Es hat sich, glaube ich, in den letzten Jahren manches für mich auf den Kopf (oder auf die Füße?) gestellt: Nicht mehr objektiv mit der Bibel umgehen können, auch nicht mehr objektiv mit ihr umgehen wollen, das bringt die spannende, faszinierende Erfahrung mit sich, daß die Bibel selbst immer weniger Objekt ist. Sie ist mir zum Subjekt, zum Mit-Subjekt geworden. Neben das Nachdenken über die Bibel tritt so etwas wie ein Gespräch mit der Bibel: Biblische Worte und Geschichten erinnern und wieder-holen, ganz oder bruchstückhaft, immer und immer wieder. So wie es die Juden

tun, wie die Weisung aus dem 5. Buch Mose sagt oder auch Psalm 1: „...sondern hat Lust am Gesetz des Herrn und sinnt über Gottes Weisung Tag und Nacht.“ Das hebräische Wort für „sinnen“ heißt

eigentlich „murmeln“. Daß man da Tag und Nacht etwas vor sich hinmurmelt. Die Bibel kennen, auswendig und inwendig, wird wichtiger als über sie Bescheid wissen.

Artur Mettler

Aus Freude lebt der Mensch

Was der ostjüdische Chassidismus uns zu sagen hat

Artur Mettler, der Verfasser der folgenden Betrachtung, war in seinem Denken und Handeln von Hermann Kutter und Eduard Thurneysen beeinflusst. Er war „Famulus“ (wissenschaftliche Hilfskraft) beim jungen Karl Barth in Göttingen. Seit 1938 arbeitete und lebte er in den religiös-sozialistischen Gemeinschaftssiedlungen der „Bruderhöfe“, und zwar sechs Jahre in England (1938-41 und wieder 1957-60), ein Jahr in Deutschland (auf dem Sinntalhof bei Fulda) und 16 Jahre hintereinander in Paraguay. „In dieser Zeit“, schreibt er, „habe ich die verschiedensten Dinge getan: war Küchengehilfe, Lehrer, Esel- und Ochsenfuhrmann, Schafhirte (je ein Jahr lang) und weitaus am längsten Pony-Kutscher (etwa 14 Jahre lang)“. 1960 verließ er die Bruderhof-Gemeinschaft und war seitdem wieder als Pfarrer in der Schweiz tätig. Am 25. Juni 1990 ist Artur Mettler in St. Gallen gestorben.

Mir scheint, das erste, was uns diese großartige Bewegung des Chassidismus zu sagen hat, ist: daß Gott uns Christen damit beschämt hat, ähnlich wie er zur Zeit Jesu die Juden beschämt hat. Wie sie gemeint haben, es sei kein Heil außer den Juden, so meinten wir lange Zeit, Gott bezeuge sich den Völkern, die außerhalb des Christentums stehen, nicht anders als durch die Mission. Wir haben wieder die grundlegende Demut zu lernen, daß Gott Mittel und Wege hat, die über unsere Grenzen, Pläne und Anschauungen hinausgehen; daß Er tatsächlich aus Steinen sich Kinder erwecken kann, daß Er uns nicht braucht, wenn es

Ihm so gefällt. Wohl uns, wenn wir das einsehen! Wenn irgend etwas, so wäre der Chassidismus geeignet, in dieser Hinsicht unsere Augen zu öffnen. Wir müssen nur ernstlich versuchen, ihn zu sehen, wie er ist.

I.

Der Chassidismus war in den östlichen Ländern ein Zeitgenosse und zum Teil auch Gesinnungs-genosse unseres Pietismus: Denken wir an den ehrwürdigen David Spleiß, Antistes zu Schaffhausen, oder an den Grafen Zinzendorf. Mit Zinzendorf hat der Begründer der Bewegung, Israel Baal-Schem-Tow,

auch das Geburtsjahr (1700) gemeinsam. Wie der Graf in Sachsen geriet auch er in der Ukraine in Kollision mit dem bestehenden orthodoxen „Kirchentum“: Alles Neue wird ja so gerne als Ketzerei gebrandmarkt, weil die Menschen so selten fähig sind, das Echte vom Unechten zu unterscheiden. Trotz großer Anfeindung setzten sich aber beide Bewegungen durch. Von den Herrnhutern weiß unter uns jeder, vielleicht auch noch von dem, wofür sie einstehen: nämlich für eine fröhliche Frömmigkeit der Tat. Vom Chassidismus wissen unter uns wenige, obschon Martin Buber über Jahrzehnte hinweg darum bemüht war, die „herrliche Bewegung“ (wie Leonhard Ragaz sie nannte!) bekanntzumachen. Mit dem Pietismus hat der Chassidismus nicht nur den Namen gemeinsam - beides heißt nämlich „Frömmigkeit“. Er gleicht ihm auch darin, daß er das Gewicht auf schlichtes Tun aus Glauben legt, daß ihm „das Gesetz keine Last, sondern eine Lust“ ist (Ausdruck Zinzendorfs). Mit Zinzendorf könnte man auch von dieser Bewegung sagen, in ihr komme das besondere Wirken des Geistes zum sichtbaren Ausdruck, der immer wieder nach Zeiten der Dürre hervorbreche und sein Licht in den Herzen anzünde.

Was den Chassidismus vom Pietismus unterscheidet, das sind vor allem zwei Punkte: 1. Der Name Jesu fehlt bei ihm - aus Gründen - völlig, wenn auch sein Geist in großer Fülle in ihm am Werke war. 2. Die

gewisse Enge des Pietismus, das Neinsagen zu gewissen Dingen der „Welt“ fehlt bei ihm fast ganz. Die Führer haben sich nicht geschämt zu rauchen; der Tanz (freilich der geweihte, nicht der profane, den auch sie abgelehnt haben) spielt bei den östlichen Frommen eine große Rolle. Sie waren schon um eine Ecke herum, die die Pietisten unter uns weithin noch nicht passiert haben. „Praxis“ gab es im Judentum genug und übergengenug; aber Freudigkeit, Spontaneität, Herzenswärme und Begeisterung waren nicht so sehr verbreitet - im Gegenteil: Die Orthodoxie mit ihrer strikten Gesetzesbefolgung hatte manche Gemüter erkühlt und manche Seele darben lassen. Hier wirkte das Kommen des Baal-Schem wie eine Befreiung. Er lenkte die Geister wieder auf das Zentrum des Gesetzes, die Gottesliebe, und auf das Zentrum des Dienstes, die Freude. So wurde seine Bewegung unter den Juden des Ostens zum Segen. Ein Quell der Begeisterung wurde durch diese neue Schau eröffnet für viele - vor allem für die armen Schichten, die ja die überwiegende Mehrheit der osteuropäischen Juden darstellten.

II.

Der Chassidismus war eine bäuerliche Bewegung. Auch das will beachtet sein. Tolstoi, der große Russe, hat gerade unter seinen Bauern jene Lebens-einfalt gefunden, die so nahe der Haltung des

Evangeliums steht, daß er selber fast ein Bauer wurde, um immer klarer zu erkennen und auszuleben, worauf es in der Nachfolge Jesu ankommt. Seine Erfahrungen decken sich zu einem guten Teil mit denjenigen des Baal-Schem-Tow. Er erkannte in dem „verschupften“ und verachteten „Mann aus dem Volke“ geheime und bis dahin ganz unausgeschöpfte Möglichkeiten: In ihm schlummerte eine Hingabebedürfnis, das nur geweckt, eine Begeisterung, die nur hervorgerufen werden mußte, um in hellem Licht zu strahlen. Und wie Tolstoi, der reiche Gutsbesitzer, bei den einfachen Bauern Trost fand, so fand der Baal-Schem unter den Leuten seiner Gegend unverbildete und herzenswarme Menschen, die er unter den Gelehrten vergeblich gesucht hatte.

Der Chassidismus zeichnet sich dann vor allem dadurch aus, daß die Initiative der Menschen geweckt, gefördert und anerkannt wird - ähnlich wie es von Jesus in den Evangelien berichtet wird. Wo dem Volke Vertrauen entgegengebracht wird, wo es sich entfalten kann unter der Wärme einer ernsten und gütigen Persönlichkeit, dort zeigt sich oft auch der unverschüttete Kern wahren Menschentums, wie er unter der Herrschaft der bloßen Rechtgläubigkeit sich niemals hervorwagt.

III.

Ähnlich und doch wieder anders als bei Jesus zeigt sich die Wandlung,

die durch den Baal-Schem im östlichen Judentum bewirkt wurde, in seiner Stellung zum Sabbat. Er erinnerte sich und die Seinen daran, daß der Sabbat den Menschen zur Freude eingesetzt worden ist - daß also alles, was aus übertriebener Gesetzmäßigkeit geeignet ist, diese Freude zu trüben, zu mindern oder gar auszulöschen, nicht dazu gehören kann. Mehr als eine Anekdote geht in diese Richtung: Wie ein armer und unwissender Jude (diese Gattung wurde von den Schriftgelehrten verachtet!) zu ihm kam, beladenen Herzens, weil er seiner Freude am Sabbat Gottes auf irgendeine unkorrekte Weise Ausdruck gegeben hatte - und wie der Baal-Schem nicht nur ihn getröstet und aufgerichtet, sondern auch Gott für diese neue Art der Anbetung gelobt und gepriesen habe. Wir denken an die Worte des Evangeliums „Selig sind die Armen“, und „Ich danke dir, Vater, daß du solches den Weisen verborgen, den Einfältigen aber geoffenbart hast. Denn also ist es wohlgefällig gewesen vordir.“ Man wird kräftig an solche Worte Jesu erinnert, wenn man die chassidischen Anekdoten liest. Wenn ein armer alter Buchbinder am Sabbat ganz unvorschriftsgemäß mit seiner guten alten Frau durch die Stube tanzt, weil er nicht weiß, wohin mit seiner Freude, oder wenn ein etwas törlicher Junge im Gottesdienst nichts Besseres zu tun weiß, als sein Pfeifchen hervorzunehmen und voller Freude ein wenig darauf zu

trillern, und wenn beide Male berichtet wird, der Baal-Schem selber habe seine helle Freude an diesen spontanen Handlungsweisen gehabt, so zeigt das, woraus diese Frömmigkeit gespeist war. Nach Jahrhunderten der Dürre war wiederum ein wenig von dem angebrochen, was in den Worten des Evangeliums jene Freude sein sollte, die allem Volke widerfahren wird. (Warum jener Teil

Israels, wie fast das ganze Volk, nicht direkt zu Christus gekommen ist bis auf den heutigen Tag, ist ein Geheimnis des göttlichen Waltens, mit dem wir uns abzufinden haben. Daß Christus auch dort am Werke war und ist, wird dem Glauben zum Trost und zur Stärkung.)

Denn aus Freude lebt ja der Mensch.

Renate Müller

Wenn die Philosophen schweigen...

Versuch einer Antwort nach dem Kollaps des DDR-Sozialismus

Eine „Revolution“ der größten Wendehälse ist bei uns in der DDR über die Bühne gegangen, denn aus dem Ruf der Massen „Gorbi, hilf uns!“ und „Wir sind das Volk!“ ist dann schnell und plötzlich der laute Ruf nach Bundeskanzler Kohl und der bundesdeutschen Währung geworden, und die schnelle Vereinigung der beiden deutschen Staaten (sprich: Vereinnahmung der DDR durch die BRD) kam auf die Tagesordnung.

Womit hat die Geschichte der Menschheit nur so etwas verdient? Ist oder war der Sozialismus denn eine Entgleisung der Geschichte? Wurde nicht sein Gehalt an notwendiger und geschichtlich folgerichtiger Wahrheit besiegelt durch Leiden, Verfolgungen und Kämpfe von Generationen? Sollen die Toten und

Verfolgten der Arbeiterbewegung dem Hohn preisgegeben und die Resultate ihres Kampfes zerstört werden?

Wenn ich Wahrheit suchen will, gehe ich nicht zu satten, zufriedenen und schein-glücklichen Typen, sondern zu Menschen, die sich unter Gefahren für Besseres einsetzen.

In diese Rolle sind jetzt wieder alle ehrlichen und aufrechten Linken gedrängt. Einerseits haben die ehemals herrschenden „Linken“ ihre Macht und damit den Sozialismus verspielt - ein hoher Preis für ihre sinnlose Despotie und zynische Arroganz; andererseits hat die Idee und Praxis des Sozialismus dadurch die Chance, wieder zu einer lebendigen und kämpferischen Kraft zu werden.

Die Philosophen schweigen: War Stalin allein schuld?

Für eine Neuprofilierung der linken Kräfte ist es wichtig, die wahren Ursachen für das Versagen des Sozialismus zu finden. Leider schwiegen sich die Philosophen aus, zumindest gegenüber dem Volk. Auf ihre Stellungnahme während der letzten Monate wartete ich am meisten. Karl Marx schrieb: „Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert; es kommt aber darauf an, sie zu verändern.“ Aber von unseren Philosophen konnte man sagen: Sie haben die Welt weder interpretiert noch verändert. Sie sahen hilflos zu, wie die Menschen aus dem Sumpf des Sozialismus nach rückwärts in den Kapitalismus auswichen, und sind nicht in der Lage einen Ausweg nach vorn zu zeigen. Schon längst wäre eine konkrete Theorie der kommunistischen Zukunft auf der Basis der sozialistischen Stufe vonnöten gewesen, um den Menschen ein Ziel zu geben, statt sie versumpfen zu lassen. Ein Fenster in die Zukunft konnten die Philosophen nicht aufstoßen. Stattdessen erschienen lediglich Artikel über Stalin und den Stalinismus, aber damit liegen sie statt Jahrzehnte im Vorfeld - Jahrzehnte zurück! Sie können es nicht fassen, daß die glorreiche sozialistische Idee in der Praxis solche politischen Entgleisungen hervorbrachte, und nur unvollständig ist ihre Erklärung dafür, wobei sogar

subjektive Eigenschaften Stalins ins Spiel gebracht werden, ohne zu bedenken, daß die Geschichte in ihrem objektiven Verlauf sich ihre Persönlichkeiten selber schafft.

Aus der Geschichte wissen wir, daß jede Klasse an das Licht der Öffentlichkeit und an die Macht tritt mit einem Höchstmaß an Idealen, sowohl die bürgerliche Klasse als auch die proletarische. Und beide Klassen - kaum die Macht in der Hand haltend - stürzten sich mit Feuereifer genau in das entgegengesetzte Extrem: größte Grausamkeit und Barbarei. Oder kann man die Zustände im Kapitalismus zu Zeiten von Karl Marx und Friedrich Engels bzw. die Zustände im Sozialismus zu Zeiten Stalins anders bezeichnen? Es ist anscheinend eine historische Gesetzmäßigkeit, von einem Extrem der reinsten und höchsten Ideale in das entgegengesetzte Extrem in der praktischen Politik zu fallen. Die Brutalität der damaligen kapitalistischen Zeit, aus der Marx und Engels ihr Wissen sogen, bestand in physischem Terror: ungeheuere Ausbeutung der Arbeitskraft, unterbezahlte Frauen- und Kinderarbeit usw., während die Grausamkeit der stalinistischen Periode des Sozialismus in ideologischem und psychischem Terror bestand.

Das ideologische Dilemma: Durch Klassenhaß zum Frieden?

Damit sind wir schon bei den wahren Ursachen des Stalinismus,

des Zusammenbruchs des bisherigen Sozialismus und der Flucht der Menschen in die rückwärtige, aber nun schon ideal getarnte kapitalistische Gesellschaftsordnung bzw. in gefährliche Ideologien. Alles das ist die logische und gesetzmäßige Folge eines geradezu in die Augen springenden Dilemmas:

Durchaus wohlmeinende und ehrliche Revolutionäre wollten mit einer Theorie des *Kampfes* einer Klasse gegen die andere eine Gesellschaft der *friedlichen* Zusammenarbeit und des freundschaftlichen Zusammenlebens der Menschen gestalten. Das reicht eigentlich, um den ganzen Irrsinn, der darauf wuchern konnte, zu verstehen. Dieses Dilemma wuchs sich im Leben der Menschen (zuerst in ihren Köpfen und folgerichtig auch in ihrem Handeln) zu einer zerstörerischen Kraft aus. Auf der einen Seite stellten sie - zumindest nach Erreichen der sozialistischen Produktionsverhältnisse - eine heuchlerische und hohle Ideologie-Fassade dar, auf der anderen Seite wurden sie unlustig arbeitende, aber doch gern konsumierende Zweibeiner, deren Moral - ohne ein zukunftsweisendes Ideal - nur noch auf dem Satz beruhte „Die anderen machen es doch auch so“.

Das ständige Wiederkäuen der marxistisch-leninistischen Theorie als der angeblichen theoretischen Grundlage des *Lebens* überhaupt stellte die Menschen vor ein Vakuum, denn diese Theorie hatte ja zumindest in seiner Heimat ihren

Zweck erfüllt: Die Bourgeoisie als Klasse gab es nicht mehr. Gegen sie zu kämpfen ging nur im internationalen Maßstab. Aber das verwehrte die Theorie und Praxis der friedlichen Koexistenz! Also blieb nur ein Ventil aus dem psychischen Dilemma: Man mußte krankhaft im eigenen Staat immer wieder nach Feinden, nach „bourgeoisien“ Elementen suchen! Man suchte und man „fand“, das wissen wir. Diese Entwicklung ging so weit, daß allmählich eine Situation heraufbeschworen wurde, in der die sozialistischen Ideale und Prinzipien ins Gegenteil verkehrt oder zerstört wurden. Denn bekämpft wurden schließlich vor allem die ehrlichen, wohlmeinenden, selbstlosen und hochgebildeten Sozialisten, die vielleicht nur ein wenig aus der Masse im positiven Sinn herausragten. Der Sozialismus kam mit der Dialektik von Masse und Persönlichkeit in Konflikt, mißachtete dabei sowohl die Masse als auch Recht und Pflicht jedes Einzelnen, in seinem Verantwortungsbereich im Sinne des Sozialismus, der wirtschaftlichen Effektivität und des Humanen zu entscheiden.

Er brachte die Jugend in eine grauenhafte Krise, indem er sie als zehnjährige Kinder (Thälmann-Pioniere bei der Aufnahme) geloben ließ, so zu kämpfen und zu leben wie Ernst Thälmann (dabei waren alle Eltern froh, daß ihre Kinder das nicht mehr nötig hatten). Beim Eintritt ins Erwachsenen- und

Berufsleben jedoch wurden sie zu einer Anpassung gedrängt, die oft nichts weiter als eine ziemlich niedrige Stufe von Moral und Leistung erforderte.

Das Betonen der materiellen Seiten des Lebens war ein weiteres ideologisches Handicap des Sozialismus und gipfelte in dem Größenwahn, den überzüchteten Wohlstand eines Teils der westlichen Welt noch überholen zu wollen. Kein Wunder, daß die Menschen im Sozialismus diese Seite des Lebens sehr objektiv mit westlichen Ländern verglichen!

Das ideologische Vakuum: Wurzeln des Neofaschismus im Sozialismus

Das ideologische Vakuum und die demoralisierenden Enthüllungen über die SED-Herrschaft lassen die Menschen nach Auswegen suchen, entweder Flucht in die Vergangenheit (sprich Wiedervereinigung - Vereinnahmung der DDR), radikale Theorien oder Resignation und stummes Abwarten. Die hirnloseste, oberflächlichste und bequemste Lösung ist die einer schnellen Vereinigung beider deutscher Staaten auf BRD-Grundlage; damit wird die einzige wirklich historische Errungenschaft des Sozialismus, nämlich das gesellschaftliche Eigentum an den Produktionsmitteln, das die Grundlage für eine Weiterentwicklung der Menschheit ist, aufgegeben, statt sie aus bürokratisch-zentralistischem Zwang zu befreien. Diese

grundlegende Phase des „Kapitels II“ der Menschheitsgeschichte ist mit dem Kampf von Generationen, Blut und Tränen und unzähligen Leiden zur Existenz gebracht worden. Wird diese Stufe zunichte gemacht - und das geschieht bei einer Restaurierung des Kapitalismus -, dann wird die Menschheit in späterer Zeit wieder durch ein Meer von Blut und Tränen - und durch ein größeres - gehen müssen, um diese grundlegende Stufe aufs neue herzustellen. Das gesellschaftliche Eigentum an den Produktionsmitteln und an Grund und Boden war, ist und wird immer sein eine höhere Form der gesellschaftlichen Organisation der Produktion.

Außerdem ist es verwunderlich, wie schnell auch der Gedanke des Internationalismus hinweggefegt wurde. Man fragt sich doch unwillkürlich, mit wem sich nun die anderen sozialistischen Länder „wiedervereinigen“ sollen, um schnell zu Wohlstand westlicher Prägung und zu harter Währung zu gelangen!

Ein sehr gefährlicher Versuch der Lösung der heutigen Probleme ist der Neofaschismus, der durchaus auch seine vielschichtigen Wurzeln im Sozialismus hat: im ideologischen Dilemma; im moralischen Tiefstand; in der Tatsache, daß noch etliche aus den Generationen leben, die ihre solide Schul- und Menschenbildung im Faschismus erhielten; Unsicherheit, Dummheit und Borniertheit von Leitern oder Funktionären, die nicht fähig waren und sein wollten,

eigenständig Alltagsprobleme zu lösen und - eine der wichtigsten Ursachen - die falsche Geschichtsbildung in der Schule, nämlich die unaufhörliche Darstellung der Nazis als blutrünstige Massenmörder, ohne gleichzeitig darzulegen, daß auch sie vor ihrem Machtantritt ein Biedermannsgesicht zeigten, daß unter ihrer Herrschaft Millionen ein zufriedenes und sogar euphorisches Leben führten und daß erst die Zerstörung ihrer eigenen Lebensgrundlagen die Massen zum Nachdenken brachte. Der Neofaschismus wird mit eherner Logik und Konsequenz ein starkes und vorrangiges Deutschland anstreben, mit Überheblichkeit auf die anderen, besonders die osteuropäischen Länder herabsehen, mehr Lebensraum und andere Grenzen fordern und entsprechend handeln. Der Neofaschismus ist die heutige Gefahr für die Menschheit, aber leider ein Teil von ihr.

Eine einfache Antwort: Jüdische und christliche Religion - aber zur gesellschaftlichen Wirksamkeit befreit

Wie kann und müßte der Sozialismus nun seine Probleme lösen?

Eigentlich auf ganz einfache Art, wie alles Wirksame in der Menschheitsgeschichte einfach ist. Es gibt eine einzige Ideologie, die in der Lage ist, in friedlicher Weise menschliches Zusammenwirken, -leben und -kämpfen zu koordinieren, ohne an eine Klasse, Rasse oder andere Men-

schengruppen gebunden zu sein, und die - wenn sie in den Individuen zum Tragen kommt - ungeahnte Kräfte in selbstloser Weise in ihnen freisetzt. Ich meine die Religion, in unseren Breiten in erster Linie das Christentum, aber auch anderes religiöses Denken wie z.B. die jüdische Lehre.

Das Christentum besteht schon seit etwa 2000 Jahren, konnte jedoch noch nie völlig wirksam werden, außer in Stückwerken gesellschaftlichen Lebens. Meist diente es als Flickschuster im sozialen Gefüge der Menschheit, war aber auch das Kampfbanner etwa eines Thomas Müntzer. Es war nicht nur Opium der Armen und Machtmitteln in den Händen grausamster Barbarei, sondern es war auch Ideal und stets lebendig gehaltene, aber nie verwirklichte Hoffnung der leidenden Menschheit, und es diente schon oft als Initiator einzelner - zum Untergang verurteilter - Vorformen der kommunistischen Gesellschaft. Schließlich war es im Sozialismus ein ins Abseits gedrängtes Wesen, ging aber nie unter. Diese Lehre war eigentlich auch gleich am Anfang ihres Bestehens gescheitert, denn die Menschen versuchten damals, nur auf Grundlage der neuen Religion christlich-kommunistische Gemeinden mit Gütergemeinschaft zu bilden, die aber zugrunde gingen. Das Christentum mußte einen Kompromiß der Geduld und des Leidens eingehen und sich an den schwerfälligen Karren der sozialökonomischen Entwicklung ketten lassen, wobei es

durch allen Schmutz der Jahrhunderte geschleift wurde. Jetzt erst ist es an den historischen Punkt gelangt, wo es befreit werden kann von seinem Sklavendasein, in den Individuen frei wirksam werden kann und damit zugleich ungehinderte gesellschaftliche Wirksamkeit erlangt, und zwar in vollem Umfang. Auf diese Weise wird der Mensch erst zum Wesen in seiner höchsten Form, frei in seiner Individualität und doch geborgen ohne Zwang in einer menschlichen Gesellschaft.

Zwei Stützpfeiler: Gesellschaftliches Eigentum an den Produktionsmitteln und die Lehre der Bibel

Das Kapitel der Menschwerdung des Menschen auf höherer Ebene muß auf den zwei Stützpfeilern - dem gesellschaftlichen Eigentum an den Produktionsmitteln und der Lehre des Christentums - beginnen. Die enge Verwandtschaft beider wurde schon von Friedrich Engels herausgestellt, denn diese beiden Errungenschaften der menschlichen Gesellschaft und ihrer wahrhaft qualvollen Entwicklung gehören zusammen; sie haben sich im geschichtlichen Verlauf stets gesucht, geflohen und für relative Dauer gefunden. Sie können jetzt erst eine wirkliche Einheit werden, da auch das Christentum alle hindernden Schranken und Fesseln abstreifen kann.

Das Christentum oder überhaupt

religiöse Lehre ist nicht nur Morallehre, sondern auch eine den Menschen durchdringende Macht, die bei scheinbarer Abkehr vom Leben die ideale, schöpferische und verantwortungsvolle, ja geniale Rückkoppelung zum Leben, zur Arbeit, zu den Mitmenschen, zum gesellschaftlichen Eigentum hervorbringt. Das Fehlen einer solchen Lehre oft schon über drei bis vier Generationen hinweg hat sich verheerend auf die Menschen im Sozialismus und ihr Handeln ausgewirkt. Es sind doch nicht nur die ehemaligen obersten Funktionäre, die der Moral und der Verantwortung gegenüber dem Volk Ade gesagt haben, sondern diese Erscheinungen verbreiteten sich bis an die unterste Basis.

Beispiele von ehrlichem oder moralischem Handeln im Sozialismus in extremen Situationen und trotz persönlicher Gefährdung sind die kläglichen Reste der jahrhundertlangen christlichen bzw. religiösen Erziehung. Der Sozialismus erzog zu keinerlei Moral; sie sollte von alleine entstehen. Moral und Ideologie sind aber relativ selbständige Kräfte im menschlichen Leben. Sie dürfen nie dem Selbstlauf überlassen werden. Sonst geht es nämlich sehr schnell abwärts, und der Mensch, mit den Potenzen eines gottähnlichen Wesens begabt, sinkt unter die Stufe der Tiere zurück. Das sind alles alte Weisheiten, ebenso wie die, daß Leben und Tod, Leid und Freude zusammengehören, ohne daß eines

davon negiert werden kann. Es gab z.B. im Sozialismus auch keine Hilfe für Probleme, die offiziell nicht genannt wurden oder die es nicht geben durfte. Doppeltes Leid war die Folge.

„Alle Menschen sind vor Gott gleich“:

Das Christentum als Theorie einer klassenlosen Gesellschaft

Die religiöse Lehre des Christentums geht über den noch klassengebundenen Satz „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“ hinaus. Für sie gilt der Satz: „Alle Menschen sind vor Gott gleich.“ Damit ist sie die Theorie einer klassenlosen Gesellschaft. Sicherlich wird es noch einmal 2000 Jahre lang dauern, bis alle Ungerechtigkeit, Prestigedenken, Vorurteile, Haß, Betrug, Heuchelei und Demagogie ausgerottet sind, und es wird über verschiedene gesellschaftliche Stufen geschehen.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß es sich an die linken Kräfte wendet, denn sie sind die rechtmäßigen Erben des Christentums und müssen sein Sachwalter werden. Für sie, die das Gemeinwohl aller wollen, ist es geschaffen worden, aber nicht für Menschen, die Wohlstand, Profit und harte Währungen anbeten.

Die DDR-CDU („Christlich“-Demokratische Union) zum Beispiel führte den Wahlkampf nicht unter der Losung „Einführung des Christentums“, sondern gewann die Wahl mit dem Rattenfängerlied „Einfüh-

rung der bundesdeutschen Währung“. Sie hat ihrem Namen damit keine große Ehre gemacht und an diesen Namen gebundene Hoffnungen getäuscht (sowohl in West als auch in Ost). Diese christliche Partei mußte, um sich glaubwürdig zu machen, ihren Namen ändern - oder sich entsprechend den historischen Aufgaben mit der PDS verbünden.

Die Kirche als Institution hat oft eine reaktionäre Rolle gespielt und wurde im Sozialismus sogar in diese Rolle gedrängt. Sie hat aber über Jahrhunderte hinweg das Christentum in seiner alten Form bewahrt, das ist ihr historisches Verdienst.

Mit den neuen gesellschaftlichen Aufgaben und Funktionen wird sich nicht nur das Christentum ändern müssen, es wird auch so sein, daß die Kirche als Institution ähnlich wie der Staat absterben wird. „Kirche“ wird sich auflösen in einen Geist der Güte, Freundlichkeit, Uneigennützigkeit und Hilfsbereitschaft gegenüber allen Menschen, gegenüber der gequälten Umwelt und dem gesellschaftlichen Eigentum. Sie wird existent sein am Arbeitsplatz, auf der Straße und überall, wo sich Menschen treffen. Es wird jetzt so viel von der ökologischen Verantwortung gesprochen. Auch hierfür hat die Religion die besten Voraussetzungen, denn nur ein natürlicher, von allen Deformierungen durch die Gesellschaft befreiter Mensch hat auch Interesse, die ihn umgebende Natur zu schützen und sie als gleichberechtigt zu behandeln.

Dick Boer

Das Fiasko des geist-losen Sozialismus

Theologische Dimension und politische Pointe eines Zusammenbruchs: Ausblicke nach Wegen in der Ausweglosigkeit

Im folgenden will ich mich vor allem auf einen Aspekt der Krise des Sozialismus beschränken: sein Versagen als „geistige Macht“, d.h. sein Unvermögen, die Menschen zu mobilisieren für eine Welt, in der die Menschen „socii“, Genossen, sind statt Teilnehmer eines Wettstreits, in dem es Sieger, aber zugleich genauso unvermeidlich massenhaft Verlierer gibt. Dieser Aspekt der fehlenden „Spiritualität“ des Sozialismus hat eine ausdrücklich theologische Dimension: Gegenstand, besser: Beweggrund der Theologie ist ja der Heilige Geist, der zur materiellen Kraft wird, indem er die Menschen ergreift. Diese theologische Dimension hat wiederum eine politische Pointe: Der Heilige Geist ist ein Geist, der befreit, und d.h. praktisch: in Bewegung setzt. Bewegung hat aber mit „Weg“ zu tun, mit Auswegen, d.h. der Heilige Geist sucht nach dem Weg, der herausführt.

I.

Die Krise des Sozialismus ist zuerst die Krise des real existierenden Sozialismus. Denn er ist der einzig ernsthafte Versuch

einer radikalen Alternative zur bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft. Zwar ist die Sozialdemokratie auf den ersten Blick der erfolgreichere Weg. Ihre große Leistung ist ja der „Sozialstaat“. Die Reichweite dieser Leistung ist jedoch von vornherein beschränkt auf das „Zentrum“ der vom Kapital beherrschten Gesellschaft und setzt die rücksichtslose Ausbeutung der Zweidrittelwelt voraus: Sie reicht weder für die ganze Welt noch für die Unterprivilegierten im „Zentrum“ selber. Ihr Konzept der sozialen Marktwirtschaft und der Vereinbarkeit von Markt und Demokratie sind nicht zu verallgemeinern.

(1) Zu dem grandiosen Begriff „soziale Marktwirtschaft“: Er suggeriert, man könne das Soziale mit dem Marktwirtschaftlichen harmonisch verbinden. Mehr noch: Er propagiert den Markt als *conditio sine qua non* für den Wohlstand, der anschließend auf soziale Art und Weise aufgeteilt wird. Das ist das sozialdemokratische Programm in Reinkultur, neulich wieder einmal fabelhaft von Marianne Sint und Jan Marinus Wiersma, Vorsitzende bzw. internationaler Sekretär der PvdA (Partei der Arbeit in den Niederlanden),

vorgetragen. In dem Artikel „In Osteuropa erhält die Sozialdemokratie neue Chancen“ (De Volkskrant, 3.2.90) behaupten sie, die Sozialdemokratie stehe für „eine Entwicklung, für die die soziale Komponente und die Umweltpolitik ebenso tragende Pfeiler sind wie der offene Markt“. Interessant und verräterisch ist die Koppelung („ebenso“) von einerseits (Markt-)Wirtschaft und andererseits Sozial- bzw. Umweltpolitik. Ein Eingriff in den Bereich der Wirtschaft ist nicht vorgesehen, die zahlreichen Übergriffe von der Wirtschaft in die Politik werden einfach übersehen. Nicht umsonst weist der im Überfluß produzierende Markt der linken Politik immer wieder nur Nischen zu; nicht umsonst bilden auch dort, wo Sozialdemokraten (mit)regieren, die Menschen, die am meisten auf Sozialpolitik angewiesen sind, das Schlußlicht im Etat. Wenn schon im „Zentrum“ kein Licht für sie scheint, kann man sich leicht ausmalen, wie es dann an der Peripherie aussieht: sehr düster. Dort hat eine derartige Sozialdemokratie einfach keine Existenzberechtigung.

(2) Zur Vereinbarkeit von Markt und Demokratie: Ich gebe das Zitat eines niederländischen Politikwissenschaftlers wieder, das klarmacht, warum wir es hier mit einer *contradictio in terminis* zu tun haben: „Die Demokratie ... im kapitalistischen Westen ist gegründet auf das Vermögen unseres ökonomischen Systems..., global Reichtümer in unsere Richtung umzuverteilen. ... Weil

seit den Kreuzzügen ein konstanter Strom an Gold, Gütern und Sklaven des Nationaleinkommen Westeuropas und später der USA und Japans ergänzt hat, konnte hier das größtenteils friedliche Tauziehen zwischen Kapital und Arbeit stattfinden, aus dem eine spektakuläre technologische Entwicklung hervorgegangen ist, die die Arbeitsproduktivität, aber auch das Vermögen, den Rest der Welt in Griff zu halten, auf eine immer höhere Stufe gebracht hat. Gegen diesen Hintergrund hat die Arbeiterbewegung hier eine Variante der Demokratie abzwängen können. ... In der übrigen Welt jedoch ist die Freigabe der Ökonomie an die Multinationalen Unternehmen mit Demokratie nicht vereinbar. Dort wird ja jeder Konflikt auf des Messers Schneide ausgefochten. In Ländern wie den heutigen Schuldländern, wo das Kapital permanent durch Zinszahlungen usw. wegströmt, wo die Kapitalflucht Dauerphänomen ist, geht es ans Leben. Daher ist auf den armen Philippinen die ‚Demokratie‘ von Corazón Aquino ein Kampf zwischen den Todesschwadronen von rechts und einer Befreiungsbewegung von links - und keine Sache von Wahlen.“ (De Waarheid-Plus 5e week 1990)

Deshalb konzentriere ich mich auf den real existierenden Sozialismus und seine Unfähigkeit, die in seinem Machtbereich lebenden Menschen der Faszination der Ideologie der „freien Welt“ - eben dieser Welt der „sozialen Marktwirtschaft“ und ihrer

Auslegung von „freedom and democracy“ - effektiv zu entziehen.

II.

Vorab will ich jedoch etwas ausführlicher begründen, was m.E. die große Leistung des real existierenden Sozialismus gegenüber der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft gewesen ist: Er ist der Armut, die der freie Markt produziert, erfolgreich zu Leibe gerückt. Ich weiß, daß das eine ziemlich steile Behauptung ist; denn verglichen mit den hoch entwickelten kapitalistischen Industriestaaten stehen die sozialistischen Länder ziemlich kläglich da. Aber vergleicht man da nicht Äpfel mit Birnen?

Schaut man, wie sich internationale Verschuldung und Bruttosozialprodukt (BSP) zueinander verhalten und nimmt das als Kriterium, dann zeigt sich, daß die meisten sozialistischen Länder viel besser mit Ländern der Dritten Welt zu vergleichen sind: In Brasilien ergibt das Verhältnis 29,1% (Schuld/BSP), in Mexiko 59,9%, in Ungarn 63,5% und in Polen 55,7%. Vergleicht man anschließend, wie es z.B. um das Ausbildungsniveau oder die Qualität des Gesundheitswesens bestellt ist (oder war), dann erweisen (oder erwiesen) sich Ungarn und Polen verglichen mit Mexiko und sogar Brasilien als ein soziales Paradies.¹

In diesem Zusammenhang eine Erinnerung, die für sich selbst

sprechen soll. Auf einer alternativen Veranstaltung 1984 in Wuppertal anlässlich des Gedenkens an die Barmer Theologische Erklärung von 1934 wurde Franz Hinkelammert - angereist aus der Dritten Welt, um uns die tödliche Seite des totalen Marktes vor Augen zu führen - gefragt, was er von dem real existierenden Sozialismus halte. Zu beinahe allseitiger Überraschung erklärte er, der real existierende Sozialismus biete für die Dritte Welt eine ermutigende Perspektive, und führte als Beweis dafür Polen an! Wenn man, wie er sagte, die Situation der Armen in Polen mit der Mexikos vergleiche - das eine Land steht dem andern an Armut ja nichts nach -, dann ergibt sich im Hinblick auf die Verelendung in Mexiko eine qualitativ schlechtere Situation als in Polen.

Hier liegt im System gegründet der qualitative Unterschied hinsichtlich der mehr oder weniger sozialen Marktwirtschaft. Menschen, die dort unter ansonsten vergleichbaren Bedingungen massenhaft ein menschenwürdiges Leben entbehren, bekommen (oder bekamen) hier für eine menschenwürdige Existenz eine Reihe von unverzichtbaren Voraussetzungen garantiert. Man kann das „kollektive Armut“ nennen. Dann guckt man durch die Brille desjenigen, der sich im Zentrum des Marktes befindet, und sieht, was es alles nicht gibt. Er kann sich offensichtlich den Blick der Reichen leisten. Für den Armen aber spielt sich alles in der Peripherie ab, und

für ihn stellte sich der reale Sozialismus vielmehr als eine „Verwaltung der Armut“ dar, die gerade dem Armen Anteil am Leben gewährt.

III.

Ein totgerüstetes Entwicklungsprojekt

Die Krise des real existierenden Sozialismus liegt also nicht darin, daß er an sich einem Vergleich mit dem System des freien Marktes nicht standhielte. Seine Krise ist - beginnend bei der russischen Revolution - immer schon das Ungleichgewicht der Kräfte gewesen, verursacht durch die Konfrontation mit der Übermacht des Kapitals. Er war sozusagen ein „Entwicklungsprojekt“, das, statt ihm die nötige Hilfe angedeihen zu lassen, ständig wirtschaftlich und militärisch („totrücken“) unter Druck gesetzt wurde. Diesem Aderlaß erliegt er nun.

Damit ist aber das Bild der Krise keineswegs erschöpfend wiedergegeben. Bei der Niederlage in diesem ungleichen Streit handelt es sich nämlich nicht um einen bis zum „letzten Gefecht“ streitenden Sozialismus. Zu dem genannten Druck von außen kommt noch der innere Druck einer Massenbewegung für Freiheit und Demokratie. Große Teile der Bevölkerung im Sozialismus selbst applaudieren dem Kollaps des Systems, und die Freiheit und Demokratie, nach der man verlangt,

ist die uns geläufige. Das ist nicht die Befreiung des Sozialismus aus den Fesseln seiner administrativ-bürokratischen Verstrickung, es ist ein Plagiat: „Freiheit statt Sozialismus“, wie der Wahlslogan der Allianz für Deutschland in der DDR heißt. Die Studenten in Peking haben als Zeichen ihres Protestes die New Yorker Freiheitsstatue auf den Sockel gestellt. Exakt wie bei uns steht der Begriff „frei“ in einem unauflöslichen Zusammenhang mit dem Markt. Daß der Begriff „frei“ aber auf diesem Hintergrund einen Bedeutungswandel erfährt und nichts mehr mit der Befreiung aus all den Verhältnissen zu tun hat, die den Menschen erniedrigen und unterjochen, das stößt auch dort auf breites Unverständnis.

Der Nationalismus, der die Gemüter gleichermaßen bewegt, steht nicht im Widerspruch zu dem Verlangen nach dieser „Freiheit“. Bei ihm handelt es sich auch eher um eine hochtrabende Umschreibung des Subjekts, das frei werden will; wir Rumänen, wir Deutschen in der DDR, wir Letten, Esten und Litauer fordern Freiheit - für uns, für wen denn sonst. Die nationalen Bewegungen sind Freiheitsbewegungen, aber ausgerichtet auf den Westen: weg von der Sowjetunion, aus der Comecon in die EG.

Die verborgene Religion der modernen Zeit

Der Aspekt, der mich dabei interessiert, ist der Geist, der von den

Massen im real existierenden Sozialismus Besitz ergriffen hat und der so zu einem wichtigen materiellen Faktor geworden ist. Was hier spontan aufwallt, ist eine Empfangsbereitschaft für das Bild, das der freie Markt ausstrahlt. Es enthält keine Ideologie oder Religion, die mit dem irdischen Jammertal versöhnt, indem es auf ein Anderswo verweist, das hier auf Erden nicht zu finden ist. Es werden mit ihm auch keine „Götter“ beschworen, die die Menschen mores lehren müßten. Phantasie und Wirklichkeit sind beim freien Markt nicht voneinander zu unterscheiden: der Markt und die Freiheit bzw. der Überfluß sind eins. Das Anderswo ist der Markt nur für die, die dort (noch) nicht wohnen, sich aber (denken sie) in seiner Reichweite befinden. Man braucht nur den Sozialismus abzuschaffen, der einem die Segnungen des Marktes vorenthielt - in der Tat ein repressives System. Das Licht, das vom Markt ausgeht, betört. Man sieht das Volk nicht mehr, das im Finsternen wandelt - es sei denn als eines, das selbst an die Glotze gefesselt ist, die die Segnungen des Marktes pausenlos ausstrahlt.

Dies ist der Geist, den die „ökonomische Theologie“ von Arend Th. van Leeuwen als die verborgene Religion der modernen Zeit aufgedeckt hat, die unergründliche und dadurch um so wirkungsvollere Spiritualität der Fakten.² Diese Religion erweist sich als vielgestaltiger, als der real existierende Sozialismus

wahrhaben wollte. Der Ausbruch aus der Macht des Kapitals war weitgehend Schein. Das einzige Gebiet, auf dem der real existierende Sozialismus eine Gleichwertigkeit entgegensetzen konnte, war das grauenerregende Terrain der Abschreckungswaffen. Den Kampfplatz des Geistes hatte er jedoch schon lange davor räumen müssen. Und nur ein Sieg auf diesem Feld hätte vielleicht den zwangsläufigen wirtschaftlichen Rückstand wieder wettmachen, erträglich machen können. Das ärmliche Erscheinungsbild, das einfach mit der bestehenden Kräftekonstellation gegeben war, läßt sich durch nichts anderes als durch eine geistige Überlegenheit kompensieren. Das heißt für mich nicht, daß der real existierende Sozialismus mit Hilfe einer eigenen Religion seine Massen vor der Versuchung des freien Marktes hätte abschirmen können. Das Opium, das er zu bieten hätte, ist den real existierenden Drogen nicht gewachsen. Es geht um eine Spiritualität, die die Menschen wehrbar macht gegenüber der Verführung des Reichtums, der zur Zeit nur mit Hilfe des Marktes erhältlich ist. Mit anderen Worten: eine Spiritualität, die sich durch das Nadelöhr der „ökonomischen Theologie“ gewunden hat, um zur Einsicht zu kommen, daß Reichtum hier auf Verelendung dort beruht.

Ich selbst habe einmal die Entdeckung der „ökonomischen Theologie“ auf den Nenner gebracht: Das qualitativ Neue der „bürgerlichen

Religion“ liegt darin, daß die Ausbeutung in der Gestalt der Freiheit erscheint. Darum ist eine Befreiungstheologie, die den Auszug aus dem Sklavenhaus verkündigt, im Hinblick auf diese moderne Sklaverei ein Schlag ins Wasser. Jedoch faßt dieser Ausdruck nicht einmal die ganze Tragweite, denn die auf dem Markt erhältliche Freiheit könnte die Ausbeutungserfahrung nicht auslöschen. Selbst noch eine kürzlich erschienene Anzeige mit dem Aufruf, das befreite Polen zu unterstützen, weiß: Von Freiheit kann man nicht leben. Der Markt ist jedoch so vertrackt, daß es ihm auch gelingt, Armut in der Gestalt des Reichtums zu produzieren, Tod in der Gestalt eines Lebens, das in der Geschichte seinesgleichen nicht kennt. Das macht das Trugbild des Marktes erst recht faszinierend. Daß selbst ein Mercedes ein Massenprodukt ist, lockt den armen Osteuropäer mindestens so stark wie die freien Wahlen.

Diese Spiritualität ist jedoch nicht jedermanns Sache. Sie ist ein Geist des Widerstands, der seine konkrete Basis hat in jenen Menschen, die das Todbringende der Ausbeutung am eigenen Leib erfahren haben, jenen Menschen, für die Bild und Wirklichkeit des Marktes unmöglich auf den gemeinsamen Nenner Freiheit und Wohlstand zu bringen sind. Aber auch ihnen müssen die Augen geöffnet werden, denn sie erfahren wohl ihren Zustand der Unterdrückung, jedoch nicht seine Gesetzmäßigkeit: die Ausbeutung, die in Gestalt des

freien Marktes daherkommt. Aber dies aufgedeckt zu haben ist nur ein Aspekt jenes Widerstandsgeistes, ohne den die Massen in eine Lethargie verfallen oder gegen das Erstbeste Sturm laufen, das ihnen Unbehagen zu verursachen scheint. „Freiheit statt Sozialismus“ als der unbegriffene Ausdruck ihres Mutes der Verzweiflung.

Spielball der Geschichte

An diesem Punkt hat der reale Sozialismus versagt. Was er diesbezüglich leistete, war kein Widerstand, sondern die Illusion des nicht hinterfragbaren Tatsache seines Sieges. Er berücksichtigte nicht die heiklen Rahmenbedingungen seiner Existenz - der Versuch der Habenichtse, ihre Armut gegen das wirkliche Machtgefälle sozial zu organisieren -, sondern klammerte sich an die optimistische Geschichtsphilosophie von Karl Marx, die im Sozialismus das glorreiche Ende der Vorgeschichte sah und gleichzeitig an der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft weiterbauen wollte, die ihre eindrücklichen Produktionsmöglichkeiten schon verschlissen hatte. Dieser Sozialismus beteuerte bis zum Vorabend seines Debakels seine Überlegenheit und unumstößliche Unbesiegbarkeit. Auf diese Art und Weise entfremdete der real existierende Sozialismus die Massen, auf die er bauen sollte, von jener Spiritualität, die ihn vielleicht noch hätte retten können. Eine Spiritualität, die

gerade durch das Wagnis, Auge in Auge dem drohenden Untergang gegenüberzutreten, sich selbst übersteigt. Da der Sozialismus aber sein Schicksal dem angeblich gesetzmäßigen Gang der Geschichte anvertraute, konnte er nur noch versuchen, durch Prahlerei davon abzulenken, daß er Spielball der Geschichte geworden ist. Den Massen blieb nichts anderes übrig, als sich verzweifelt dem meistbietenden Konkurrenten zu übergeben, dem vielversprechenden freien Markt. Der ist unschlagbar und hat den Erfolg schon in der Tasche. Er beansprucht deshalb auch viel überzeugender, was der real existierende Sozialismus wider besseres Wissen von sich behauptete: das Ende aller historischen Weisheit zu sein.

IV.

Was bedeutet dies nun (1) für Kirche und Theologie bzw. die linke Bewegung in ihr (*die theologische Dimension der Krise des Sozialismus*) und (2) für die Linken überhaupt (*die politische Pointe dieser Dimension*)?

(1) Kirche und Theologie könnten sich daran erinnern, was in ihrer eigenen Tradition an Widerstandspotential brachliegt: Wer Ohren hat zu hören, der höre! Zu hören wäre etwa auf die „ökonomische Theologie“ des Buches der Offenbarung – ein Buch, das nicht zufällig in der ökonomischen Theologie von Arend

Th. Leeuwen eine außergewöhnliche Rolle spielt. In diesem Buch wird auf beispielhafte Weise der Krieg gegen die Armen in der Gestalt des damaligen Weltfriedens, der Pax Romana, ans Tageslicht gebracht. Die betörende Wirkung der Macht und Pracht dieses Friedensreiches war mindestens so allesefassend wie die Anziehungskraft des Reiches der Freiheit, an dem wir teilhaben dürfen. Sie ist so total, daß der Schreiber des Buches der Offenbarung sich nur noch frontal mit der Botschaft von der Auferstehung des gekreuzigten Sklaven („das Lamm, das geschlachtet ward“) dagegen wehren kann. So wird die gnadenlose Wirklichkeit der Geschichte im letzten entscheidenden Augenblick noch durchkreuzt: durch den Armen, der in dem Moment, da er endgültig zum Schweigen gebracht werden soll, schreit: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen. Das ist der Widerspruch, den die herrschende Ordnung zu keiner Zeit verhindern kann und an dem sie letztlich auch zugrunde gehen wird. Es ist dieser Widerspruch, der den „bleibenden Widerstand“ (Kroon) zustande bringt gegen das angeblich unvermeidliche Recht des Stärkeren. Es ist der „bessere Widerstand“ (Miskotte), für den es eine Anfechtung, aber kein Skandal ist, wenn er sich dem Zeitgeist widersetzt. Es ist die „Ökumene von links“ (Ter Schegget), auf die wir hoffen.

(2) Die politische Pointe dieser Erinnerung gibt auch Hinweis auf

historische Situationen, in welchen der (Un-)Geist der Herrschenden tatsächlich zum praktisch „total“ herrschenden Geist geworden ist. Der Widerspruch, der das Zentrum der evangelischen Theologie bildet, ist der „bessere Widerstand“, weil er die dann drohende „totale“ Kapitulation verhindert, indem er „dogmatisch“ eine „totale“ Ausweglosigkeit einfach verwirft. Dieser Widerstand ist praktisch darin, daß er dazu bestimmt ist, die Suche nach Auswegen trotz alledem hartnäckig zu betreiben. Es geht dabei nicht darum, die real existierende Schwäche der linken Bewegung zu überspielen statt sie illusionslos zu reflektieren. Für ein Überspielen halte ich es z.B., wenn Wolfgang Fritz Haug, die gegenwärtige Krise bedenkend, behauptet: „Auf der Tagesordnung steht das Ringen um eine strukturelle Hegemonie“⁴³. Dieser Traum von einer Hegemonie der Linken kann nur die Hegemonie eines Traumes sein!

Analyse und Widerstand von der Position der Peripherie aus

Zwei abschließende Gedanken:

(A) Zum Fiasko des realen Sozialismus und was dies für die (marxistische) Analyse bedeutet:

Man könnte sagen, dieses Fiasko ist aus der Tatsache zu erklären, daß der real existierende Sozialismus eine Abweichung von der marxistischen Analyse der kapitalistischen Gesellschaft war. Diese Analyse sah

ja eine sozialistische Revolution im Zentrum der vom Kapitalismus beherrschten Welt voraus, und zwar erst dann, wenn die kapitalistische Revolution alle ihre Potenzen erschöpft hatte. Dies nun war mit der Oktoberrevolution und mit den aus ihr hervorgegangenen revolutionären Entwicklungen offensichtlich nicht der Fall: Der real existierende Sozialismus war von Anfang an ökonomisch (Kommandowirtschaft), politisch (Diktatur eines administrativ-bürokratischen Staatsapparats) und ideologisch (Abwesenheit von Demokratie und Spiritualität) unterlegen. Das mußte einmal schiefgehen, und es gab marxistische Theoretiker (Kautsky), die das auch vorausgesagt haben. Daß es noch so lange gedauert hat, hat mit der Kraft von Bajonetten und Atomwaffen zu tun, aber auf Bajonetten allein kann man nicht regieren (wie schon Talleyrand wußte), und mit Atomwaffen kann man weder gewinnen noch überhaupt leben.

Man könnte sich jedoch fragen, ob diese Analyse wohl berücksichtigt hat, daß eine antikapitalistische (tendenziell sozialistische) Revolution offensichtlich ein „peripheres“ Geschehen war, das im „Zentrum“ nur eine marginale Unterstützung bekommt. Wenn nun die (marxistische) Analyse illusionslos den Vorrang der Wirklichkeit anerkennt, um in dieser Wirklichkeit einen realen Ausweg zu finden, dann ist die Frage, ob die Analyse nicht von der „Peripherie“ ausgehen soll, statt sie

einer Logik unterzuordnen, die sich Sozialismus nur „jenseits“ der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft vorstellen kann. Tut die Analyse das, dann sähe alles ganz anders aus: sowohl die Marginalität der Gegenbewegungen im „Zentrum“ als auch die Strategie der Massenbewegungen in der „Peripherie“. Ich taste mich her vor: Die Marginalität der Gegenbewegungen müßte dann zu einer Positionsbestimmung führen, die nicht - koste, was es wolle - auf Hegemonie aus ist (was dann in der Praxis bedeutet: immer mehr in die politische und ideologische Mitte zu rücken), sondern sich stark macht als „Widerstand“, und die Kraft der Massenbewegungen in der Peripherie läge nicht in ihrer Produktionskraft (wie in der klassisch marxistischen Analyse der Arbeiterklasse), sondern in ihrer unerträglichen Anwesenheit. Will die Analyse hier Auswege finden, dann müßte sie ihre Aufmerksamkeit auf andere „Mächte“ richten als die einer Schlüsselstellung im Produktionsprozeß (im Sinne des „Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will“): auf Sehnsüchte, Ängste, Verzweiflung, Hoffnung, Moral, Spiritualität (denen ja, wie wir wissen, eine eigene „Materialität“ zukommt). Zu diesen anderen Mächten gehört auch die Macht des protestierenden Körpers von Frauen und Schwulen, auch ein „black power“. Die Analyse auf diese „Mächte“ zu orientieren, bedeutet auch das Ausloten von neuen Widerstandsquellen.

„Die Letzten werden die Ersten sein“

(B) Die letzte Bemerkung gilt der „Ideologie“, und zwar wiederum im Blick auf die Analyse:

Das Problem ist, daß die marxistische Ideologie ihre mobilisierende Wirkung zu einem erheblichen Teil verloren hat. Daß wir dabei sind, „das Menschenrecht auf Erden zu erkämpfen“, ist im Lichte der realen sozialistischen Praxis für sehr viele, die diese Menschenrechte entbehren, eine zynische statt einer ermutigende Losung geworden. Kern des Problems ist m.E., daß die Bildersprache des Marxismus Kraft ausstrahlen will, ohne die real existierende Schwäche gerade jener Menschen, die mobilisiert werden sollen, mitschwingen zu lassen. So wird Ermutigung zur bloßen Kraftmeierei, und diesbezüglich ist die bürgerlich-kapitalistische Ideologie, die eindeutig das Recht des Stärkeren verkündigt, von vornherein überlegen. Denn wenn der Erniedrigte und Beleidigte nicht in seiner Schwäche ernst genommen wird, bleibt ihm nichts anderes übrig als die rankünöse Bewunderung für die Stärkeren und der verzweifelte Versuch, noch Schwächere zu finden, die er selber erniedrigen und beleidigen kann. Dieses Ernstnehmen der Schwäche ist primär eine analytische Aufgabe: diese Schwäche, inklusive der in ihr gelegenen Ranküne, Angst, Haß, Verlangen, soll erkannt werden. Dieses Erkenntnis soll dann fruchtbar

gemacht werden für den ideologischen Kampf. Ich meine jenen ideologischen Kampf, der ernst damit macht, daß die Letzten die Ersten

sein werden und wir Erste bestenfalls zuversichtliche Bundesgenossen der Letzten!

¹ Ton Veerkamp: *Nachdem die Schulden den Sozialismus gefressen haben, erweisen sie sich als demokratieresistent*, in: Junge Kirche 10/89, S.573.

² Arend Th. van Leeuwen: *De nacht van het kapitaal. Door het oerwoud van de economie naar de bronnen van de burgerlijke religie*,

Nijmegen 1984 (Die Nacht des Kapitals. Durch den Urwald der Ökonomie zu den Quellen der bürgerlichen Religion).

³ Wolfgang Fritz Haug: *Marktsocialismus? Vorfragen zum „ökonomischen Mechanismus“ eines demokratischen Sozialismus*, in: Argument 179/1990, S.63.

Erhard Griese

Welcher Sozialismus ist tot?

I.

„Gott ist tot.“ - „Welcher Gott ist tot?“ - Ich erinnere mich an die Diskussion vor etwa 20 Jahren. Sie machte uns klar, daß der Begriff „Gott“ nicht eindeutig ist, und erinnert uns heute daran, daß es Phasen in der Geschichte gegeben hat und wieder geben wird, in denen der christliche Glaube am Ende zu sein scheint. Und das - wie zur Zeit der Französischen Revolution - nicht etwa, weil etwaige Feinde zu mächtig geworden wären, sondern weil die „Christen“ nicht mehr glaubwürdig sind. Wer hätte 1789 in Frankreich noch einen Pfifferling für den katholischen Glauben verwettet?

Als „Sozialismus“ noch ein unverbrauchtes Wort voll Hoffnung war

Für viele ist die Frage nach dem Ende des Sozialismus längst beantwortet. Aber könnte es nicht hier eine Parallele geben zu dem schon oft beschworenen Ende des Christentums? Helmut Gollwitzer sagt (in einem ZDF-Interview am 8.1.1986) über die Zeit, als Christoph Blumhardt sich auf die Seite der Sozialisten stellte: „Sozialismus war damals noch ein unverbrauchtes Wort, voll von Hoffnungen gegen das kapitalistische Elend.“ Das Bekenntnis „Jesus ist der Messias“ war auch einmal ein unverbrauchtes Wort,

und dann wurden unter Berufung auf den Namen Jesus Christus die Sachsen an der Aller und die Indianer am Amazonas abgeschlachtet. Perversion ist ein Gesetz der Geschichte.

„Der Sozialismus ist tot.“ - „Welcher Sozialismus ist tot?“

Welcher Sozialismus? Da wäre es nun sehr leicht, rasch und selbstgeiß zu sagen: „Das im Osten war gar kein Sozialismus. Da klebte nur das falsche Etikett drauf.“ Das wäre genau so vorschnell und vollmundig wie die Rede derer, die das Ende des Sozialismus konstatieren. So naiv will ich nicht sein. „Das war gar kein Sozialismus“ - für Ceaucescu mag das gelten, aber doch nicht so einfach für die Hoffnungen nach 1945, die Gemeinschaft der Arbeiterparteien wiederzugewinnen, einen anderen, neuen deutschen (Teil-)Staat und mit ihm eine Gesellschaft aufzubauen, die von den Arbeitern und Bauern und nicht von den ewigen Kriegsgewinnlern und Ausbeutern getragen würde. Es wäre einfach, wenn das ein pervertiertes Irgendwas gewesen wäre und nicht ein pervertierter Sozialismus. Jeder, der an pervertiertem Christentum bis zur schieren Verzweiflung hin leidet, müßte sich in die Seelenqualen eines enttäuschten Sozialisten hineinversetzen können.

War es Tragik - oder war es mehr als Tragik, nämlich ein furchtbares Gesetz menschlicher Geschichte, daß der von der Arbeiterbewegung von einst herbeigesehnte „Aufbau des

Sozialismus“ mitten in der Stalin-Ära ansetzen mußte und mit dem Instrumentarium dieser Ära ablief, nachdem Stalin längst die Denker, die kritischen Köpfe, die Unangepaßten, die Künstler, die Intellektuellen aus der Bewegung ausgemerzt hatte? Waren die deutschen Kommunisten nicht in den 20er Jahren die Partei, die am stärksten Zulauf aus dem kritischen Potential der Denker und Künstler hatte? Was hat sich da ins Gegenteil verkehrt? Was ist davon geblieben?!

Der ungeheuerere Erdrutsch des bisher „real existierenden Sozialismus“ bewegt und erschüttert auch mich. Es ist, als wäre eine Wand weggebrochen, gegen die (gegen! nicht „auf die“!) wir uns schon deshalb immer wieder mal abstützten, damit der Gegendruck gegen die andere Wand besser durchzuhalten war. Nun ist eine der beiden Wände weg, und die andere steht fest wie für die Ewigkeit gefügt.

Sicher - Leonhard Ragaz hatte sich schon deutlichst von Lenins Hang zur blutigen Gewalt abgesetzt, von Stalin ganz zu schweigen, und selbst die Sozialdemokratie der Schweiz verließ er, als sie meinte, sich mit Armee und Waffen absichern zu müssen, wo doch der Kampf für Ragaz mit ganz anderen Mitteln zu führen war. Und der durch Stasi und Spitzel gesicherte bürokratische Zentralismus des Ostblocks war immer das gerade Gegenteil dessen, was sich Religiöse Sozialisten erhofften. Die SED hat ja ausdrücklich

Christen (außer den SPD-Mitgliedern in der Stunde der Zwangsfusion) nicht als Mitglieder aufgenommen, sondern gegebenenfalls an die Blockpartei-CDU verwiesen. Und der langjährige Sekretär unseres Bundes hatte nicht zufällig Einreiseverbot in die DDR. Die „anderen Sozialisten“ von Trotzki und Ernest Mandel und der POUM im Spanischen Bürgerkrieg bis hin zur 68er Bewegung, zu „undogmatischen“ und „religiösen Sozialisten“ erschienen den Herrschenden immer weit bedrohlicher als bürgerliche Liberale oder Konservative. Willy Brandt hat seinerzeit in der DDR mehr Nervosität verursacht als die Gespräche der DDR-Führung mit Franz Joseph Strauß. Das alles ist ja unbestritten, und auch uns haben kaum je unsere Gegner ernsthaft vorgeworfen, die Religiösen Sozialisten - oder andere, ähnlich motivierte Linke - seien von der DDR bezahlt oder mit ihr im Bunde.

Und doch gebe ich zu, daß der Herbst 1989 nicht nur eine Überraschung, sondern auch ein Schock war. Daß die Korruption und Bspitzelung so tief eingefressen waren, daß die Wirtschaft so nahe am Zusammenbrechen ist, habe wenigstens ich nicht geahnt, obwohl ich noch im Frühjahr 89 bei einem Besuch in Ost-Berlin von entfernten Verwandten, Kindern ehrenhafter alter Kommunisten, SED-Mitgliedern, eine unvorstellbar scharfe Litanei von Kritik und Anklage

gegen den Parteistaat zu hören bekam.

Zunächst eine Revolution im Sinne Rosa Luxemburgs

Es ist ganz klar, daß unsere Sympathien uneingeschränkt den Demonstranten von Leipzig und anderswo gehörten, dem Volk der DDR, das in einer beispiellos friedlich-revolutionären Erhebung das unerträgliche Joch der längst auch für alte Kommunisten unglaublich gewordenen Clique abgeschüttelt hat. Es sah ja auch zuerst aus wie eine Revolution im Sinne Rosa Luxemburgs, für die weder 1919 noch 1945 die Zeit reif und die Menschen befähigt waren. Und die Rolle der Kirche dabei war dankbar zu vermerken, zumal wir sonst ja nicht viel Anlaß haben, glaubwürdiges Zeugnis von Christen im öffentlichen Leben wahrzunehmen. Ich erinnere mich an einen Satz des aus Thüringen stammenden anglikanischen Theologen Paul Österreicher, Jude von Herkunft und Quäker aufgrund eigener Entscheidung, man könne - sinngemäß - seine Kinder, ohne daß die geheimen Miterzieher in der Gesellschaft einem einen Strich durch die Rechnung machten, nur in der DDR glaubwürdig zu Christen erziehen, weil nur dort der schmale Grat zwischen der Berufung zu Widerstand und Protest einerseits und der differenzierten, ehrlichen und uneigennütigen Proexistenz für die

ganze Gesellschaft („Kirche im Sozialismus“) so beschriften würde, daß daraus ablesbar wird, was Auftrag der Christen in der Welt ist.

Unser Freund Jens Langer, Theologe in Rostock, hat es sogar „Protestantische Revolution“ genannt, was da in der DDR geschah, und geschrieben: „Für mich persönlich realisiert sich jetzt vieles praktisch von dem, was ich theoretisch im 'Religiösen Sozialismus' von Paul Tillich gelernt habe: Kairos, Tiefe, prophetische Dimension der biblischen Botschaft, Spannung zwischen Erneuerung und Bestehendem, und die Notwendigkeit zur Selbstkritik.“

Die alten Kommunisten sind heimatlos geworden

Und doch bleibt ein tiefer Schmerz. Es gab ja doch auch immer noch eine vielleicht ganz verwegene, offensichtlich unrealistische Hoffnung auf den ersten deutschen Arbeiter- und Bauernstaat, der jedem das Recht auf Arbeit nicht nur mit Worten zusprach, sondern wirklich verschaffen wollte - und unter Opfern auch verschaffte. Und es gab bei aller Kritik und Distanz doch auch ein Stückchen Solidarisierung, dessen ich mich nicht zu schämen gedenke. Eher fühle ich mit der grenzenlosen Enttäuschung der redlichen „kleinen“ SED-Genossen mit, die keine Privilegien hatten, sondern Ideale, und die die Hoffnung nicht aufgaben - bis zu der Stunde, als auf einmal mehr Erschreckendes enthüllt

wurde, als westlicher Antikommunismus sich hätte ausdenken können. Auch in der BRD sind alte Kommunisten, die im KZ waren oder deren Väter und Großväter, Arbeitskollegen und Vereinskameraden vom Hitlerfaschismus ermordet wurden, über Nacht heimatlos geworden.

Die blanke Furcht in den 50er und 60er Jahren vor der ungeheueren Macht des Kapitalismus und des Faschismus akzeptiere ich auch noch, wenn ich mir vor Augen halte, welchen Schock für die alten Kommunisten der handstreichartige, geradezu leichte Sieg Hitlers 1933 und die brutale Kraft der Naziverbrecher in der KZ-Zeit bedeuteten. Aber konnte denn nichts und niemand die verkalkten Greise des Politbüros vor den Angstneurosen bewahren, die sie zu dem gigantischen Ausbau des Staatssicherheitsdienstes und seines Spitzelsystems antrieben? Ist es denn ein unabänderliches Gesetz der menschlichen Schwachheit, daß der Arbeitersohn aus dem Saarland nach Jahren der KZ-Haft unter den Nazis nun selber anfängt, auf die Jagd zu gehen - nicht nur wie ein Diplomat oder ein englischer Lord mit der Flinte auf Fasanen und Rehe (was mich auch schon immer bestürzt und geärgert hat), sondern - auf Andersdenkende, als hätte Rosa Luxemburg nie gelebt oder nie den Mund aufgemacht. Verrat in dieser Kraßheit, in dieser Größenordnung, hat und behält etwas Rätselhaftes. Ich will da nicht so schnell mit der

christlichen Patentantwort kommen, der Mensch sei eben ein Sünder. Da ist ja auch das dunkle Rätsel, daß nun, mit der Volkserhebung, die Chance der glaubwürdigen Umkehr nicht mehr da ist. Jetzt, nach dem Leipziger Oktober, ist jeder, der umkehrt, nur ein Wendehals. Es ist eine apokalyptische Dimension von Gericht, die sich hier auftut: Metanoia (Umkehr) ist in jeder Sekunde möglich, - bis zu dem Augenblick, an dem die Posaune erschallt, nicht einen Augenblick länger.

Die Welt ist noch nicht zu Ende

Aber die Geschichte geht weiter. „Seid barmherzig!“ überschreibt Konrad Weiß einen Artikel in dem Blatt des Rostocker Bürgerrates vom 11.1.90: „Ist es nicht auch unser Versagen, wenn sich Menschen in diesen Tagen das Leben nehmen? Nein, diese Stunde soll nicht die Stunde der Rache sein, auch wenn die Narben noch brennen und die Wunden noch schmerzen, die uns zugefügt wurden von denen, die nun entmacht sind. Auch der schlimmste Täter ist ein Mensch, dessen Würde wir zu achten haben und dem wir Barmherzigkeit schulden. Mich friert es, wenn Politiker, denen eben noch gelobhudelt wurde, von einer Stunde zur anderen zu einem namenlosen Nichts werden. Mich stößt ab, wenn alte Genossen aus den Gremien, in denen sie jahrzehntelang gearbeitet haben,

ohne ein Wort des Dankes ausgestoßen werden. Kann eine Gesellschaft, eine Partei sich so erneuern? Ist das politische Kultur, ist das Menschlichkeit? Um der Zukunft unseres Landes willen muß all das Unrecht, das geschehen ist, von unabhängigen Ausschüssen und von den Gerichten offengelegt werden. Auch jenes, das vermutlich Herr Honecker und Herr Mittag und Herr Mielke zu verantworten haben. Zugleich darf aber auch das, was sie für unser Land geleistet haben, nicht in Vergessenheit geraten. Ich gönne den alten Männern einen guten Lebensabend, den sie sich selbst zu ihrem und unser aller Schaden so lange vorenthalten haben. Ich wünsche Herrn Honecker Gesundheit, und ich möchte in unseren Zeitungen lesen, wie es ihm geht. Ich wünsche Herrn Mielke freundliche Nachbarn in einem sauberen Altersheim, damit er das Mißtrauen verliert, das sein Gesicht so gekennzeichnet hat. Ich wünsche allen, die ihr Leben lang hart für ihre Ideale gearbeitet und auch gelitten haben, daß sie dieses Ideal in alle den Veränderungen für sich neu entdecken können. Sie sollen nicht ohne Frieden sterben.“

II.

Welcher Sozialismus ist tot?

Iring Fetscher sagte beim Symposium über Ursachen und Folgen der osteuropäischen Revolution (DIE

ZEIT, 29.12.89): „Es gibt zumindest zwei große Probleme, die mit einer reinen, politisch unkorrigierten Marktökonomie nicht gelöst werden können. Das ist das ökologische Problem und das der Verhältnisse der Metropolen zur Dritten Welt. Man kann nur hoffen, daß durch den Zusammenbruch des real existierenden Sozialismus nicht der Verdacht aufkommt, man brauche in dieser Hinsicht keine Anstrengungen mehr zu unternehmen.“

„Kapitalismus mit menschlichem Antlitz“?

Fetscher weist darauf hin, daß von den kritischen Gedanken, die Karl Marx gegen den Kapitalismus vorbrachte, zwei wenig zur Kenntnis genommen werden. Im Kapital (I) steht auch, daß die ungebremste Dynamik der industriekapitalistischen Produktion die beiden Grundlagen allen Wohlstandes, nämlich die Erde und den Menschen, zu zerstören droht. Fetscher meint, die Zerstörung des Menschen sei „durch

die massenhafte Arbeiterbewegung, durch die Gegenkraft der Gewerkschaften und der Arbeiterparteien kompensiert worden“. Da ist etwas dran, jedenfalls für die Arbeiter in der „ersten Welt“. Das ist auch die Strategie der Sozialdemokraten geworden. So kann der schwedische Finanzminister Kjell-Olof Feldt auf demselben Kolloquium feststellen, es gehe heute (nur noch) darum, „dem Kapitalismus ein menschliches Antlitz zu geben. Das ist Aufgabe des demokratischen Sozialismus.“ Wie gesagt: für die „erste Welt“. Aber wo bleibt das menschliche Antlitz des Kapitalismus für die Millionen in Lateinamerika und Schwarzafrika, die in seinem Schlagschatten existieren? Wo ist es für die Armen in Guatemala und die Kinder auf den Müllhalden von Manila? Wer holzt die Regenwälder ab und läßt die Menschen, die darin leben und die sich wehren, erschlagen? „Mehr als 700.000 Kinder sind nach Angaben der Vereinten Nationen im vergangenen Jahr in Lateinamerika gestorben, weil sie keine medizinische

Sozialismus - das war der systematische Versuch, das Bild einer solidarischen Gesellschaft zu entwerfen.

Sozialismus - das war der systematische Versuch, die Freiheit des Individuums mit der Befreiung des Sozialkörpers vom Joch selbstverschuldeter Unmündigkeit zu versöhnen.

Sozialismus - das war Praxis. Praxis nämlich des notwendigen politischen Kampfes gegen Unterdrückung und Ausbeutung.

Sozialismus - das war der Herd produktiver Phantasie für den Menschen, war Heimat konkreter Utopien, ohne die Fortschritte der Gesellschaften im Raum des Möglichen gar nicht denkbar sind.

Peter Beier, Präses der Evang. Kirche im Rheinland

Behandlung erhalten haben.“ (epd-Wochenspiegel, 7.12.89, S.21.)

Was kann sich daran ändern, solange der Kapitalismus herrscht, der auf Kosten der einstigen Kolonien seine Macht und unseren Wohlstand aufgebaut hat?

Und da ist noch der Kritikpunkt, der bei Fetscher der wichtigste ist: das Problem der Zerstörung der Erde. Der real existierende Sozialismus hat hier noch Übleres angerichtet als der Kapitalismus und damit am entschiedensten versagt. Warum? Weil er sich auf den ökonomischen Verdrängungswettbewerb mit dem Kapitalismus und damit dessen Spielregeln eingelassen hat. Dabei sind seine natürlichen Ressourcen geringer als die der „ersten Welt“, die zum Nachschub immer noch ihr Hinterland, die „Dritte Welt“ ausbeuten kann.

Aber bedeutet das, der Kapitalismus könne das Problem lösen? Wird eine Wirtschaft, die auf Konkurrenzkampf, Verdrängungswettbewerb und stetes Wachstum angelegt ist - bei allen sozialen „Abfederungen“, die bisher erkämpft worden sind -, die „unternehmerische Initiative“ je so zügeln, daß erst die Umwelt und dann der Profit kommt? Das ist nicht eine Frage ideologischer Rechthaberei. Es wäre ja ein Segen für uns alle, wenn der Kapitalismus dies leisten könnte. Aber dann müßte er den Wachstums- und den Herrschaftswahn aufgeben, andere Werte oben an setzen als den eigenen Luxus, in der regionalen wie globalen

Ökonomie so viel an gemeinsamer Absprache - „von unten“, aus demokratischer Selbstverwaltung genossenschaftlich organisierter Betriebe erwachsend (das ist etwas ganz anderes als der bürokratisch-diktatorische Zentralismus des alten Ostblocks!) statt Wettbewerb zum Zuge kommen lassen, daß er ebenso gut im ursprünglichen Sinne „Sozialismus“ genannt werden könnte.

Und dann muß wieder „Sozialismus“ neu definiert werden, als eine Wirtschafts- und Lebensweise, zu deren Kennzeichen die Fähigkeit zum Verzicht gehört, die in der Bescheidung um des anderen Menschen und um der ganzen bewohnbaren Erde willen Erfüllung findet, die Menschlichkeit höher schätzt als Technologie und Luxus.

Für eine für jeden Menschen und jede Kreatur bewohnbare Erde

Die Überwindung des diktatorischen und kollektivistischen Stalinismus, der neurotisch-militaristischen und zentralistisch-bürokratischen „Sozialismus“, der diesen Namen nicht verdiente (obwohl er in gewissem Sinne einzelne sozialistische Ziele verwirklicht hat) ist gelaufen. Dieser „Sozialismus“ braucht nur noch Historiker zu beschäftigen. Alle Aufmerksamkeit gilt nun - um der Menschenwürde der Erniedrigten willen, um der Millionen willen, die jedes Jahr verhungern - einer dringenden revolutionären Umgestaltung des real existierenden und

die Welt beherrschenden (bei uns in Europa weithin, jedenfalls für die ansässige Bevölkerung, sozial gedämpften) Kapitalismus. Dazu gehört vieles und gehören viele. Koalitionen in diesem Bemühen können es nur voranbringen. Ob diese Bewegung bzw. ihre Zielsetzung den Begriff „Sozialismus“ im Namen führt oder nicht, soll uns kein großes Problem sein. Aber geschehen muß das, was die Gebote vom Sinai, Israels Sozialgesetz, beispielhaft für dieses Volk und damit für das Zusammenleben von Menschen fordern, was Jesus von Nazareth unüberbietbar erneuerte, verdeutlichte und „allen Völkern“ verkünden läßt, wofür Karl Marx die scharfsinnigste neuzeitliche Analyse geliefert hat und wofür sich Juden, Christen und Sozialisten (und hoffentlich auch viele andere) an vielen Orten der Welt einsetzen: daß diese Erde für jeden Menschen und jede Kreatur bewohnbar sei und jedem das Glück

des anderen soviel wert wie das eigene.

Daß ein solches Ziel nicht einfach erreichbar sei, ist kein Gegenargument, auf dem man sich ausruhen darf. Jede, aber auch jede Unmenschlichkeit des Kapitalismus in den Ländern der „Dritten Welt“ kann niedergerissen werden. Jeder einzelne Akt von Rassismus und Sexismus kann auch - nicht geschehen. Jede Entwürdigung und Entrechtung von Unterdrückten kann auch unterlassen werden. Hätte Jesus jemals den Mund aufgemacht, wenn er das nicht erwartet hätte?

Hätte er gemeint, der Mensch ist eben schlecht, und erst im Himmel soll es besser werden, dann hätte er nicht die Konfrontation mit den Mächtigen in Jerusalem, Folter und Hinrichtung riskiert, sondern - wie ein Arbeiter aus dem Ruhrpott einmal sagte - „er wäre bis auf Rente gekommen“.

Christoph Weidinger-Vandiek

Nicaragua: Projekte nahtlos weiter unterstützen

Zu der letzten Sitzung des AK Nicaragua der Christen für den Sozialismus und der Religiösen Sozialisten in Freiburg (am 7. April 90) waren zwei Gäste aus Tipitapa bei Managua eingeladen: Lijia, Rektorin einer Grundschule, Vertreterin von ANDEN und AMLAE (Bildungs- bzw. Frauen-Organisation), und Alfredo, Arzt in einem Gesundheitszentrum. In dem dreistündigen Gespräch mit ihnen interessierte uns ihre Einschätzung der Situation nach der Wahl und natürlich vor allem die Konsequenzen daraus für die Fortführung von Projekten wie unserem Solidaritätsprojekt „José Martí“ (Lehrerbildungsinstitut in der Region von Matagalpa). Das folgende Tonbandprotokoll skizziert die wichtigsten Passagen des Gesprächs.

Frage: Welche Veränderungen hat es seit der Wahl trotz Absicherung bestimmter Errungenschaften durch die Verfassung gegeben? Gibt es dafür bereits Hinweise?

Alfredo: Es gibt von der Uno [Anm.: der Parteienkoalition an der Regierung] bis jetzt überhaupt noch keine festen Programme weder auf dem Gesundheitssektor noch auf dem der Erziehung. Die sind jetzt erst dabei, diese auszuarbeiten, weil sie nicht damit gerechnet haben zu gewinnen. Sie haben mehr darüber nachgedacht, was sie dann machen, um die Wahl als Betrug hinzustellen. Ein paar Punkte kennen wir schon, weil ich die Möglichkeit hatte, ein paar Dokumente zu lesen, die Mitarbeiter der Uno ausgearbeitet haben, welche noch nicht offiziell bekanntgegeben sind. Daher weiß ich einige Punkte, was die wohl versuchen zu ändern. Sie wollen auf dem Gesundheitssystem das allgemeine Gesundheitssystem abschaffen und es ermöglichen, daß Leute, die ein

privates Gesundheitssystem einrichten wollen, dies tun können, und dafür das staatliche Gesundheitssystem auf das absolute Minimum reduzieren. Nun zu einzelnen Punkten: Die Uno will die Präventivmedizin und die Impfkampagnen, die die Frente sehr breit angelegt hatte, abschaffen, weil dies Unsinn sei. Dafür wollen sie die heilende Medizin sehr fördern. Die Ärzte und Kliniken, die das am besten könnten, seien die privaten, weil die die Motivation und den Stimulus haben, da sie ja von den Leuten Geld dafür bekämen. Das steht in dem Dokument. Sie wollen auch die Zahl der Krankenschwestern und Ärzte deutlich reduzieren. Im Moment studieren ca. 550 Studenten Medizin; sie wollen, daß es nur noch 200 werden. Sie finden alle möglichen Begründungen, warum man diese Zahl so reduzieren müsse.

Was das Erziehungswesen angeht, wollen sie es entpolitisieren. Sie sagen z.B., daß in den jetzigen

Lehrplänen alles nur politisch ist, nur Marx und Engels und Kommunismus und Sandino usw. - das brauchen die Schüler alles nicht. Das seien alles ausländische Werte, die da hineingebracht werden, und nicht vom Volk selbst. Sie wollen auch die Zahl der Schulen drastisch reduzieren und auch alle Lehrer, die keine staatliche Ausbildung haben und nach Erfahrung arbeiten, die sog. „empiricos“, rausschmeißen. Damit bricht das System zusammen, weil es sowieso schon viel zu wenig Lehrer gibt.

Frage: *Das betrifft dann ja wohl auch das „José Martí“, da dort samstags sehr viele empiricos zur Ausbildung sind?*

Lijia: Es ist ein sehr wichtiges Anliegen, die Arbeit weiterzuführen. Ich glaube nicht, daß Lehrer aus den USA nach Nicaragua kommen und da unterrichten werden. Das ist ein Punkt, an dem wir jetzt kämpfen werden zusammen mit allen Schülern, Eltern usw. und auch der Gewerkschaft, daß diese Lehrer drinbleiben. Das ist der Kampf, den das nicaraguanische Volk jetzt aufnehmen muß.

Frage: *Was heißt das konkret: „den Kampf aufnehmen“?*

Lijia und Alfredo: Zum einen durch öffentlichen Druck, und dann sind die Menschen es jetzt zehn Jahre lang gewöhnt, daß sie Schulen und Ärzte haben. Wenn da jemand kommt und dies alles abschaffen will, dann wird das Volk reagieren und von unten her Druck machen.

Frage: *Wie kämpfen die Lehrer um ihre Anerkennung?*

Lijia: Es geht hauptsächlich dadurch, daß die Schüler, die Eltern und andere Lehrer offiziell sagen: „Der darf nicht gehen, der hat für uns das und das getan, und er muß bleiben.“ So werden hauptsächlich andere für den Lehrer Druck machen.

Alfredo: Die Lehrer sind ja nicht nur regional, sondern auch landesweit organisiert und dann würde z.B. z.B. auf nationaler Ebene einfach nicht mehr gearbeitet. Dann wird die Regierung schon schwere Probleme bekommen.

Frage: *Nicaragua ist ja nun eines der ärmsten Länder der Welt. 50% der Bevölkerung haben nicht die Frente gewählt, sondern haben gehofft, daß schnell das Embargo aufgehoben wird und es ihnen danach besser gehen wird. Was wird passieren, wenn das Embargo aufgehoben wird?*

Alfredo: Das ist auch das, was wir wollen, daß die Contra wirklich ganz demobilisiert wird und sich auflöst, und daß das Wirtschaftsembargo aufgehoben wird. Deswegen haben wir die Wahl gemacht und deswegen haben wir uns demokratisch geöffnet. Wir wollen das zwar alles, aber in Wirklichkeit sieht es so aus, daß die USA inzwischen gemerkt haben, daß die Uno aus völlig verschiedenen, überhaupt nicht zusammenpassenden Teilen besteht. Das Wirtschaftsembargo haben sie zwar schon aufgehoben, aber das Geld, das sie versprochen haben, geben sie noch nicht her-

aus. Sie mißtrauen halt auch der Uno. Die Uno hat auch durch die ganzen Reisen nach Japan, Europa usw. nicht das Geld, das sie sich erhofften. Wir wollen natürlich ganz klar, daß sich die Contra auflöst und es Frieden gibt. Die Realität ist aber, daß ein Teil der Contra sich auflöst, der andere Teil aber weitermacht. Der Teil der Contra, der bereit ist aufzuhören, hat bereits unterschrieben, der andere Teil macht nach wie vor weiter, und es wird weiterhin Tote und Verletzte geben. So schnell kommt kein Frieden in Nicaragua. Es gibt aber schon zwei sehr wichtige Übereinkünfte zwischen FSLN und Uno, die bereits unterschrieben sind: daß das Innenministerium unter Tomas Borge bleibt, und daß die Oberbefehlshaberin der Armee Chamorro wird, der oberste General aber Daniel Ortega Saavedra. Dadurch haben wir auch erreicht, daß die Uno die Contra offiziell verurteilt und das Heer weiterhin gegen die Contra kämpft, wenn die sich nicht auflösen.

Frage: *Wie kommt die Uno dazu, ausgerechnet die herausragendsten Figuren der FSLN weiterhin im Amt zu halten?*

Alfredo: Sie haben eingesehen, daß man in Nicaragua ohne die Sandinisten nicht regieren kann. Sie sind definitiv die stärkste Partei im Lande, die Uno besteht aus 14 Parteien. Also muß man die Prozente der Uno durch 14 teilen, dann ist das nur mehr ein Klacks.

Frage: *Welche Bedeutung, welche Konsequenzen seht ihr für die Fort-*

führung von Partnerschaften nach den veränderten Bedingungen?

Lijia: Die Partnerschaften sind ja nicht zwischen Regierungen, sondern zwischen den Völkern, zwischen Menschen, Schülern und Lehrern, geschlossen worden. Es ist ganz wichtig, daß die Solidarität weitergeht und jetzt nicht gesagt wird „Ihr habt die falsche Regierung gewählt, jetzt hört die ganze Solidarität auf“. Es muß weitergehen, es muß jetzt noch viel mehr weitergehen. Wir sind jetzt nicht mehr in einem militärischen Kampf, sondern in einem politischen und dafür brauchen wir die Unterstützung. Der 19. Juli war ein Tag, an dem die Revolution gesiegt hat; sie hat aber jetzt nicht aufgehört, sie geht weiter, und auch die Errungenschaften der Revolution gehen hoffentlich weiter.

Frage: *Mit wem sollen wir aber nun konkret die Solidarität weiterführen, wenn nicht sicher ist, ob die Menschen noch auf ihren Posten bleiben können, und wenn wir vermeiden wollen, die Falschen zu unterstützen?*

Lijia: Wenn das Erziehungsministerium nicht mehr in der Richtung weiterarbeitet, wie ihr euch das vorstellt, dann müßt ihr Kontakt aufnehmen zu den Lehrern, mit der directora zum Beispiel, und mit der Frente Sandinista. Die werden sich kümmern, daß eure Solidarität dorthin geht, wo ihr wollt, oder wo sie bis jetzt hingegangen ist. Dafür werden die Sandinisten ihre Leute bereitstellen, damit die Kommunikation

weitergeht. Am wichtigsten ist es, daß ihr den Kontakt zur *directora* weiter aufrechterhaltet, da ihr ja bis jetzt gut mit ihr zusammengearbeitet habt. Die Solidarität muß nahtlos weitergehen. Die Kontakte über die *Frente* sind deswegen wichtig, weil sie über eine gute Organisation verfügen und die Kontakteleute oft bei der *Frente* engagiert sind [*die directora war Kandidatin der FSLN*].

Sabine Schwarze

Außerordentliche Bundestagung in Hagen

Persönliche Eindrücke aus der Perspektive eines Neu-Mitglieds

Anlaß für die „zusätzliche“ Mitgliederversammlung in Hagen-Hohenlimburg war die finanzielle Krise des Bundes, die gleichzeitig eine tiefgreifende Krise des Bundes widerspiegelt (aufgeblähter Vorstand gegenüber weitgehend passiven Mitgliedern bzw. nur wenigen aktiven Regional- oder Ortsgruppen, fehlende Eigenaktivität des Bundes, keine Diskussionskultur, keine politische Ausstrahlungskraft). Der Bund lebt nicht als lebendiger Organismus, als lebendige Organisation, in der es Austausch unter den verschiedenen Mitgliedern gibt - es muß neuer Wein in alte Schläuche gegossen werden oder: „Umwälzungen finden (... erfahrungsgemäß -) in der Sackgasse statt.“ (B.Brecht - ganz im Sinne von L.Ragaz)

Während der Tage in Hagen erlebte ich ein Stück Umbruch - es wurde der Wille deutlich, gemeinsam etwas im Bund - und dann auch mit dem Bund - in Bewegung setzen zu wollen.

in Matagalpa, d. Verf.]. Es ist auch deswegen wichtig, daß die Projekte weiterlaufen, damit die FSLN nach einem Jahr sagen kann, dies oder dies Projekt ist durch unsere Partnerschaft weitergeführt worden, damit klar ist, daß es nicht von der Uno gekommen ist. Es ist aber in jedem Fall wichtig, daß die Solidarität weitergeht.

Als ich am Freitagabend vor Tagungsbeginn in Wetten bei Familie Bücken von der HaDoP-Gruppe eintraf, wo ich für eine Nacht beherbergt wurde, vernahm ich kirchlich klingenden Gesang aus einem der Räume. Es waren keine Engel, sondern die HaDoPs feierten gerade mit ihrem Messe-Kreis die Messe, anschließend war gemeinsames „Abendmahl“ in offener fröhlicher Gesprächsrunde. Erwartungen im Hinblick auf die Tagung wurden ausgesprochen, es wurde überlegt, ob nicht eine Grundsatzdiskussion sinnvoll wäre.

Die Mitgliederversammlung fand diesmal nicht in einer Akademie, sondern - ganz schlicht - in einem Jugendfreizeitheim statt. Da wir uns selbst versorgen mußten, standen am Samstag noch Besorgungen an, bei denen ich einige der HaDoPs begleitete.

Die gemeinsame Vorbereitung des sonntäglichen religiös-sozialistischen Gemüse Eintopfes in der Küche und das

Aufdecken der Kaffeetafel brachte uns - inzwischen waren nach und nach schon einige BundesgenossInnen eingetroffen - nicht nur in die Gänge und weckte die Lebensgeister, sondern signalisierte zugleich, daß hier Tätigsein gefragt war. Irene betätigte sich dann am späten Abend klammheimlich als „Bundesmutter“, indem sie die zerstückelten Zutaten zu einer deftigen Einheitssuppe zusammenköchelte. Bei Streuselkuchen und Kaffee begann am frühen Samstagnachmittag die Vorstellungsrunde. Es waren wider Erwarten erstaunlich viele Mitglieder angereist. Martina war sogar von weither, aus München, herbeigeeilt, diesmal jedoch nicht, wie 1987, um einen Antrag auf Auflösung des Bundes zu stellen. Zunächst stand der Bericht des Vorstands an. Udo Fleige, der Bundessekretär, berichtete über die strukturellen Defizite in der Bundeskasse, doch gab es auch Positives zu melden, dadurch daß seit Dezember beachtliche Spenden und Darlehen eingegangen waren zur Deckung der Finanzlücke, die allerdings noch nicht geschlossen war. Udo informierte weiter über die Mitglieder- und Abonnentenentwicklung, wobei ein Aufwärtstrend nicht zu verzeichnen sei.

Karin Bassler, die Bundeskassiererin, machte die Haushaltslage durchsichtig durch Erörterung des Kassenberichts. Ein großes Problem stellen die zahlreichen offenen und unbezahlten Mitgliederbeiträge und Abonnements dar, die zugleich ein Licht auf die Arbeit und Struktur des Bundes werfen - es mangelt an lebendigem Austausch zwischen Vorstand und der Mehrheit der Mitglieder.

Da der Bundessprecher, Ulrich Peter, zu Beginn der Tagung aus beruflichen Gründen verhindert war, ließ ihm Erhard Griese die Stimme und verlas Ulrichs „Vorlage für die außerordentliche

Bundestagung in Hagen“. Ulrich beleuchtete in seiner Analyse der Situation des Bundes vier Punkte, die seiner Meinung nach zu der Finanzkrise beigetragen haben:

1. Die Beitragsrückstände, die nicht mehr angemahnt worden seien, seien immens, wohingegen die Mitgliederzahl im wesentlichen gleich geblieben sei.

2. Bei den Abonnements gebe es hohe Außenstände aus mehreren Jahren, während sich die Auflage von „Christ und Sozialist“ nicht erhöht habe. Die Herstellungskosten (Satz und Druck) für die Zeitschrift seien so hoch, daß darüber hinaus keine Gelder für die weitere Bundesarbeit zur Verfügung stünden.

3. Das Spendenaufkommen, eine weitere Finanzquelle des Bundes, sei seit einigen Jahren gleichbleibend. Die Spenden, die für das Nicaragua-Projekt gesammelt würden, brachten faktisch das Spendenvolumen auf, das für die Bundesarbeit zur Verfügung hätte stehen müssen.

4. Die Aktivität des Bundes sei gestiegen, was mit höheren Ausgaben verbunden sei (Kirchentag: Lehrhaus-Projekt).

Der Bund stehe vor einer Zäsur, so Ulrich. Wenn der Bund seinen Zielen treu bleiben wolle, so müsse sich dies in veränderten Strukturen niederschlagen:

1. Ohne finanzielle Absicherung sei keine Bundesarbeit möglich. Es müßten neue Wege gefunden werden, damit die Gelder vorhanden sind, die als Starthilfe für den Aufbau neuer Gruppen, für Werbung (neue Bundesbroschüre), für Projekte etc. notwendig sind.

2. „Christ und Sozialist“ könne nicht mehr wie bisher durch Subventionen und Spenden, sondern müsse durch Eigenarbeit saniert werden. Es bedürfe dazu neuer Kräfte, die Zeitschrift müsse weiter verbreitet werden.

3. Der Bund müsse sich endlich als „Forum und Koordinationsstelle“ der Gruppenarbeit verstehen. So kann allmählich ein Gemeinschaftsgefühl und Bewußtsein gegenseitigen Vertrauens wachsen.

Ulrich rief - trotz des Endes des „realen Sozialismus“ - in Anbetracht der existentiellen Bedrohung des Bundes in Erinnerung, welches der eigentliche Auftrag der religiösen SozialistInnen sei, nämlich: im Hinblick auf die Verheißung des Reiches Gottes „die Sammlung von Gleichgesinnten vor allem für die Arbeit in der Gemeinde des Nazareners zu sein.“

Am späten Nachmittag tagten dann die drei Arbeitsgruppen auf der großen Wiese hinter dem Jugendfreizeitheim. Es waren drei Themenbereiche vorgeschlagen worden:

1. „Christ und Sozialist“,
2. Kirchentag, Katholikentag,
3. Orts-, Regionalgruppen und ihre Vernetzung.

Ich nahm an der dritten Gruppe teil und erlebte unseren Austausch über die verschiedenen Erfahrungen mit der jeweiligen Gruppe bzw. mit gescheiterten Versuchen, eine Gruppe aufzubauen, als sehr konstruktiv. Hier nur einige Ausschnitte aus der Diskussion:

Irene, Vertreterin der HaDoP-Gruppe, erzählte sehr engagiert von ihrer Gruppe. HaDoP verstehe sich in erster Linie als „Reflexionsgruppe“, nicht als „Aktionsgruppe“. Jeder von ihnen arbeite als religiöse Sozialistin oder religiöser Sozialist an ihrem oder seinem Platz vor Ort, z.B. Irene und Cornelia in einem autonomen Frauenhaus, Hermann als Arbeiterpriester im Betriebsrat, Lothar in einer katholischen Berufsschule und in verschiedenen Gremien, Barbara als Seelsorgerin in einem Krankenhaus, Rita in einem Pflegeheim... Bei ihren

Zusammenkünften stehe für die HaDoPs im Zentrum, das Leben miteinander zu teilen, Kräfte zu schöpfen, einander für das Leben „draußen“ zu stärken.

So beginnen z.B. die Gruppentreffen, die reihum bei einem der HaDoPs stattfinden, mit gemeinsamem Putzen und/oder Einkaufen, oder es wird etwas anderes gemeinsam erledigt, wo gerade Hilfe gewünscht wird. In bestimmten Abständen feiern die HaDoPs ihren Mes- seabend, zu dem auch andere Menschen eingeladen werden. In jedem Jahr begehen die HaDoPs nach einem eigenen Ritus das Osterfest zusammen. Allerdings wirkt die HaDoP-Gruppe auch nach außen, so z.B. bei der Vorbereitung des Evangelischen Kirchentags im Ruhrgebiet.

Die Vertreter der Marburger Gruppe steckten mit ihrer Gruppe gerade in der Gründungsphase und wirkten in ihrem Elan und Tatendrang geradezu anstreckend.

Ich erzählte ein wenig von der Gründungsphase der Berliner religiösen SozialistInnen: davon, daß wir mit sechs Leuten anfangen und rasch zu einem größeren Kreis angewachsen seien. Daß die Gruppe sich anfangs in unserer Wohnung traf, die Zusammenkünfte jedoch sehr bald im Hendrik-Kraemer-Haus, der Niederländischen Ökumenischen Gemeinde, stattfanden, damit der Rahmen offener war. Daß wir, damit wir die Gründungsphase überstehen konnten, von Anbeginn an bestimmte Dinge organisatorischer Art festlegten: daß wir z.B. eine Werbebroschüre mit einem deutlichen Hinweis auf Ort und Zeitpunkt für die Gruppentreffen erstellten, daß ein Gruppenmitglied die Aufgabe übernahm, Einladungen zu den jeweiligen Treffen zu verschicken, ggf. mit Arbeitsmaterialien, um so den jeweiligen Termin

ins Gedächtnis zu rufen. Daß wir, da wir uns als Gruppe an Projekten beteiligen wollten, eine Gruppenkasse einrichteten, in die die Gruppenteilnehmer regelmäßig Beiträge einzahlen.

Die Tübinger Gruppe hat sich wieder stabilisiert und arbeitet besonders auf Bundesebene. So viel in Kürze hierzu. Zur Vernetzung s.u.

Wir saßen dann noch in großer Runde bis in die Dunkelheit hinein mitsamt dem inzwischen eingetroffenen Bundessprecher zusammen und erörterten die Frage einer Veränderung der Konzeption von „Christ und Sozialist“. - Bis spät in die Nacht hinein unterhielt man sich im Tagungsraum in kleineren oder größeren Grüppchen. Nur eines vermißte ich: gemeinsames Singen, das als Kontrast zum Diskutieren sehr befreiend wirken kann.

Am Sonntagmorgen fanden wir uns in aller Hergottsfrühe - noch vor dem Frühstück - zu einer Andacht in dem kleinen Raum mit schrägen Wänden direkt unter dem Dach zusammen. Hermann las den Text Exodus 3,7 (Auftrag Moses, die Israeliten aus Ägypten zu führen) vor und ein Gedicht von Heinrich Kämpchen, eines Bergarbeiter-Dichters. Anstelle einer Predigt konnte jede/r ihre/seine persönlichen Gedanken äußern, die ihr/ihm zu dem Text einfielen. Der Weg durch die Geschichte sei schon immer mit Leiden gepflastert gewesen - so eine Assoziation - es komme darauf an, die Zeichen der Hoffnung zu erkennen und sich daran zu orientieren.

Nach dem Frühstück nochmals Plenum auf der Maiwiese mitten in der strahlenden Morgensonne. Aufbruchstimmung, besonders bei denjenigen, die eine Gruppe aufbauen wollten, war spürbar und der Wille, etwas zu verändern, auch wenn die Zeichen der Zeit gegen „Sozialismus“ zu stehen scheinen. Es

wurde beschlossen, daß sich „Christ und Sozialist“ selbst tragen muß, daß ein neues Konzept erarbeitet werden soll. Die Idee der Vernetzung der Gruppen wurde konkretisiert: VertreterInnen der Gruppen sollen sich in regelmäßigen Abständen zu einem Erfahrungsaustausch treffen. Die Einladungen zu den Gruppentreffen sollen jeweils den anderen Gruppen zugeschiedt werden. Für den Kirchentag im Ruhrgebiet ist eine Teilnahme „nur“ am Markt der Möglichkeiten beschlossen worden. Zum Schluß wurde über vier Resolutionen abgestimmt, von denen eine - Nr. 2 „35-Stunden-Woche“ - bereits zeitlich überholt war und sich damit erübrigte, eine weitere - Nr. 1 „Für ein Gesamtdeutschland ohne Armee“ - wurde zurückgenommen, da in diesem Falle ein längerer Diskussionsprozeß nötig gewesen wäre, ein Konsens war nicht zu erzielen. Resolution Nr. 3 „Das Ende der DDR bedeutet nicht das Ende des Sozialismus“ und Nr. 4 „Daniel Ortega geht - der Sandinismus bleibt“ wurden - letztere mit einem Zusatz zur Verteidigung der Landreform - einstimmig angenommen.

Zwar gab es keine spektakulären Durchbrüche in Hagen, die greifbar wären, doch erlebte ich persönlich diese Tage in Hagen als sehr fruchtbar, hoffnungsträchtig und ermutigend, nicht zuletzt durch die persönlichen Begegnungen mit den BundesgenossInnen, die intensiven Gespräche. Es gilt, was L. Ragaz über das Senfkorngelehnis sagt: „Wir brauchen, um Berge zu versetzen, nicht einen Glauben, der selbst groß ist wie ein Berg. Das wäre Menschenweise, Weltarbeit, die nur mit Menschenmethoden und Weltkräften rechnet, sondern nur einen, der so groß ist wie ein Senfkorn, aber dieser muß aushalten, muß sich immer wieder aus Schwachheit und Feigheit, vielleicht sogar aus Untreue aufrichten...“

dann ist Unmögliches möglich. Nur eins ist nötig: daß die Sache aus Gott ist und die Mittel aus Gott. Da ist die Kraft des

Senfkorns." (L. Ragaz, Die Gleichnisse Jesu, GTB 450, Gütersloh 1979², S.141.)

ReSo-lutionen

Entschließungen des B.R.S.D.

Anlaßlich der außerordentlichen Mitgliederversammlung des Bundes der Religiösen Sozialisten Deutschlands e.V. am 5./6. Mai 1990 in Hagen-Hohenlimburg wurden die beiden folgenden Resolutionen verabschiedet, die auch an einschlägige Presseorgane gingen:

Resolution 1:

Das Ende der DDR bedeutet nicht das Scheitern des Sozialismus

Der Zusammenbruch des „realen Sozialismus“ in der DDR und die rasanten Veränderungen im Ostblock haben die Voraussetzungen und Bedingungen sozialistischer Organisationen in der Bundesrepublik und Westberlin wesentlich verändert. Die DDR-orientierten Parteien wie DKP und SEW befinden sich in der Auflösung, in anderen Bereichen breitet sich Resignation aus. Der Sieg des kapitalistischen Systems scheint vollkommen zu sein und die Zeit für Utopien, für alternative Gesellschaftsentwürfe vorbei! In den Kirchen vollzieht sich die „Wiedervereinigung“ unter den Vorzeichen der West-Kirchen, fortgeschrittene Ansätze in den DDR-Kirchen bleiben auf der Strecke. Gerade aus Kreisen „christlicher Politiker“ hören wir, daß der Sozialismus 70 Jahre Zeit gehabt habe und bei der Realisierung seiner Ideen völlig versagt habe.

Wieviel Jahre Zeit hat das Christentum gehabt? Was ist in 2000 Jahren von den Kirchen von Gottes Reich realisiert worden?

Wer darüber nicht reden will, soll von der DDR schweigen!

Unsere Option als Christinnen und Christen für die Sache des Sozialismus, die die Sache der Unterdrückten und Unterprivilegierten ist, begründet sich nicht aus der Vorliebe für ein bestimmtes Gesellschafts-„modell“, sei es in der DDR, in China oder sonstwo.

Unser Ziel ist es, „alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein verächtliches Wesen ist“ (Karl Marx).

Eine Gesellschaft ist vor allem daran zu messen, wie sie mit ihren Gegnern umgeht, wie es um die Realität der demokratischen Rechte und Freiheiten bestellt ist; wie die Situation der Frauen aussieht; wie mit Leistungsschwachen, Behinderten und Älteren umgegangen wird und wie mit der Schöpfung und der natürlichen Umwelt!

Kolonialismus, Imperialismus und Militarismus sind nicht dadurch aus der Welt, daß sie nicht mehr genannt werden. Die Bundeswehr wird nicht abgeschafft, auch wenn der Gegner nicht mehr existiert.

Die Notwendigkeit sozialistischen Engagements wird immer größer! Als Rosa Luxemburg 1919 die Alternative „Sozialismus oder Barbarei!“ formulierte, gab es noch keine Klimakatastrophe oder kein Ozon-Loch. Wieviel näher sind wir heute der Barbarei gekommen!

Wir wissen als Christinnen und Christen, daß wir in der noch nicht erlösten Welt leben. Aber wir wissen auch, daß Gott sein Reich auch für diese Welt will, wir harren eines neuen Himmels und einer neuen Erde.

Wir wollen unseren Beitrag leisten zu mehr Gerechtigkeit in unserer Gesellschaft und in der Welt. Wir haben unser Ziel einer freien, solidarischen Gesellschaft nicht aufgegeben, als die DDR noch als abschreckendes Beispiel existierte und „Sozialismus“ mit Mauer, Stacheldraht und Schlangen vor den Geschäften gleichgesetzt wurde.

Sollen wir jetzt resignieren, wo diese Karikatur des Sozialismus zusammenbricht?

Wir sehen, daß viele Linke in Kirche und Gesellschaft vor der derzeitigen Übermacht des Kapitals verzweifeln und resignieren.

Wir sind als Teil der Christenheit zur Hoffnung berufen. Christinnen und Christen haben kein Recht, Pessimisten zu sein (Helmut Gollwitzer).

Wir laden alle ein, die diese kapitalistische Welt nicht für die beste aller Welten halten, mit uns zusammen über Alternativen nachzudenken und an ihrer Realisierung zu arbeiten.

Resolution 2:

Daniel Ortega geht - der Sozialismus muss bleiben

Am 25.4.1990 hat der sandinistische nicaraguanische Präsident Daniel Ortega die Regierungsgeschäfte an die neugewählte Präsidentin Violeta Chamorro und ihr oppositionelles Wahlbündnis U.N.O. übergeben. Bei den Wahlen vom 25.2.1990 hat dieses Wahlbündnis aus 14 Parteien die absolute Mehrheit

gewonnen - ein Bündnis, das ehemalige Drahtzieher des Contra-Terrorismus, Konservative, Liberale, sogenannte Sozialisten und Kommunisten unter einem Dach vereint. Keine dieser Parteien hat allein auch nur 5 % der Stimmen erreicht.

Die Sandinistische Befreiungsfront (FSLN) hat in Nicaragua Wahlen durchgeführt, die nach übereinstimmender internationaler Auffassung die korrektesten waren, die man sich vorstellen kann. Trotzdem waren diese Wahlen nicht frei! Denn die nicaraguanischen Wählerinnen und Wähler gingen buchstäblich mit der Pistole auf der Brust zur Wahl: Sie waren vorgewarnt, daß ein erneuter Wahlsieg der FSLN die Fortsetzung des Contra-Krieges und des Wirtschafts-boikotts bedeuten würde, die bereits ca. 50.000 Menschenleben gefordert und Schäden in Höhe von rund 12 Milliarden US-Dollar angerichtet haben.

Die Wahlniederlage der FSLN ist - nicht nur, aber in erster Linie - ein Erfolg der US-Regierung in ihrem totalen Krieg gegen die Armen. Dieser Krieg wird geführt nach der modernen US-Strategie gegen Volksbewegungen in der Dritten Welt, der sogenannten „Kriegsführung niedriger Intensität“. - Das Kalkül der US-Regierung ist aufgegangen: nach 10 Jahren Contra-Krieg und wirtschaftlicher Ausblutung ihres Landes gaben fast 55% der nicaraguanischen Wählerinnen und Wähler ihre Stimme der U.N.O. in der Hoffnung, daß sich dadurch ihre wirtschaftliche Situation verbessern wird und der Krieg beendet wird. Trotzdem stimmten 41% für die FSLN, die damit die mit sehr großem Abstand größte Partei in Nicaragua bleibt.

Der BUND DER RELIGIÖSEN SOZIALISTEN DEUTSCHLANDS e.V. (B.R.S.D.) hat die Politik der sandinistischen Regierung unterstützt, weil sie

eine der wenigen Regierungen unseres Planeten war, die den Kampf für nationale Unabhängigkeit verband mit einer Politik für die breite Mehrheit der Bevölkerung ihres Landes. Sie brachte Bildung und Gesundheit ins kleinste Dorf Nicaraguas und stand damit weltweit fast einzigartig unter den Ländern der Dritten Welt da. Die FSLN wurde weltweit auch von vielen ChristInnen unterstützt, weil sie versuchte, die Hungrigen zu speisen und die Nackten zu kleiden, wie es das Evangelium von uns verlangt.

Der B.R.S.D. hat zusammen mit anderen ChristInnen und Gewerkschaften die Ausbildung von GrundschullehrerInnen im „Instituto Pedagógico José Martí“ in Matagalpa finanziell unterstützt. Im Herbst 1986 hat die Tagung des *INTERNATIONALEN BUNDES DER RELIGIÖSEN SOZIALISTEN* in Managua stattgefunden. Seit damals besteht eine Assoziation zwischen den „Cristianos en la revolución“ Nicaraguas und den Religiösen SozialistInnen. Der B.R.S.D.

Ulrich Peter

Brief aus Berlin

Berlin, 3. Oktober 1990

Heute ist wirklich ein historisches Datum. Die DDR verschwindet als Staat und die Bundesrepublik wird um 5 Länder und um 16 1/2 Millionen Einwohner reicher! Ich verstehe diejenigen, die heute am Brandenburger Tor feiern, sehr gut. Auch ich freue mich darüber, daß ich auf der Fahrt von Westberlin nach Hannover nicht mehr durch die Grenzkontrollen muß und problemlos in den früher so fernen „Osten“ Berlins gelangen kann.

wird die begonnene Zusammenarbeit fortsetzen. Gemeinsam mit den uns seit langem bekannten, vertrauten und vertrauenswürdigen Personen werden wir überprüfen, wo in Nicaragua weiterhin eine unterstützenswerte Politik betrieben wird. Für 1991 bereiten wir zum dritten Mal zusammen mit den „Christen für den Sozialismus“ einen Nicaragua-Postkalender vor. Der Erlös wird wieder diesem Projekt oder einem dort ausgewählten anderen Projekt zugute kommen.

Der B.R.S.D. fordert die vollständige Entwaffnung aller Contras und den Schutz der Agrarreform durch die nicaraguanische Armee. Der B.R.S.D. fordert alle seine Mitglieder und SympathisantInnen auf, auch in ihren Parteien und Kirchen über die modernen Konzepte der Kriegsführung gegen die Armen zu informieren. Wir fordern Parteien und Kirchen auf, ihren Einfluß zu nutzen, um die sofortige Entwaffnung aller Contras in Nicaragua zu erreichen.

Auch ich werde so „reicher“, ohne damit gleichzeitig dem „Deutschland, Deutschland“-Tumel anheim zu fallen. Ich denke, nationale Identität zu besitzen oder zu entwickeln, ist etwas anderes als Nationalismus. Ich finde eine Position wie „Nie wieder Deutschland“, wie sie von der „Radikalen Linken“ vertreten wird, falsch und politisch gefährlich. Die „Radikale Linke“ bekämpft an der Wiedervereinigung nicht vorrangig die Ausweitung des Kapitalismus und der bürgerlichen Herrschaft auf die DDR, son-

dern reduziert ihre Kritik auf ein Schlagwort: „Deutschland“. Weil Deutschland in der Geschichte immer eine reaktionäre und barbarische Rolle gespielt hat, dürfe es nicht mehr entstehen. Der Begriff der „Nation“ dient in der *Ideologie* des Nationalismus dazu, die Klassenverhältnisse der kapitalistischen Gesellschaft zu verschleiern. Den Menschen soll vorgegaukelt werden, sie alle gehörten zur „Volksgemeinschaft“, saßen „alle in einem Boot“. In diesem „Boot“ seien Klassen- und Standesunterschiede zweitrangig und die Zugehörigkeit zur Nation allein ausschlaggebend. Die Opfer, die die Beherrschten den Herrschenden bringen sollen, erhalten so einen höheren Sinn: die Stärkung der Nation. Wenn also die Arbeitnehmer höhere Steuern zahlen müssen, den WestberlinerInnen die Berlinzulage von 8% genommen wird etc.: es dient offiziell nicht den Konzernen, sondern der Nation. Wer in dieser Nation herrscht, in wessen Interesse die Nation geleitet wird, soll nicht zur Sprache kommen. Wenn sich „Linke“ jetzt gegen „Deutschland“ überhaupt wenden, stoßen sie ins Leere. Aufgabe von Linken wäre es demgegenüber, den Begriff „Nation“ zu entmystifizieren, d.h. hinter dem Nebel der nationalistischen Schlagworte das politische (Klassen-)Interesse der Herrschenden aufzudecken. Bei der Frankfurter Demonstration der „Radikalen Linken“ im Mai machte ein Transparent diese Aufgabe deutlich:

„Die Grenzen verlaufen nicht zwischen

den Völkern, sondern zwischen oben und unten.“

Freuen wir uns über die Zusammenkunft mit den Geschwistern der Bürgerrechtsbewegung aus Brandenburg, Luthnow und Ostberlin; über die Kontakte zu den Bauarbeitern von Marzahn und Frankfurt/Oder.

Denken wir bei aller Freude auch daran, daß nach dem 3. Oktober der 4. Oktober kommt! Wir wollen daran arbeiten, daß es ein Miteinander von denen, die Unten sind, ob in bisher Ost oder in bisher West, gibt. Dies ist bitter nötig, denn im Moment steht eine paralyisierte Linke einem triumphierenden, übermächtigen Kapital gegenüber. Ich fürchte, daß der Tiefpunkt der sozialistischen Bewegung noch nicht einmal erreicht ist. Die nächsten Jahre, vielleicht Jahrzehnte, werden für die dann gesamtdeutsche Linke eine lange, bittere Durststrecke werden. Wolf Biermann sang vor vielen Jahren von „Oma Meume“ und ihrem Gebet: „O Gott, laß Du den Kommunismus siegen!“ Wer heute in Deutschland Sozialist/in ist, braucht viel Hoffnung und gute BundesgenossInnen.

„Die fast unlösbare Aufgabe besteht darin, weder von der Macht der anderen noch von der eigenen Ohnmacht sich dumm machen zu lassen.“ (Theodor W. Adorno)

C & S - Forum

Meinung, Austausch, Diskussion

Zu: „Europas neue kapitalistische Revolution“ in C&S 1/1990

Liebe DarmstädterInnen!

Ich war über Euren Artikel in C&S 1/90 einigermaßen entsetzt. Was da an „sozialistischer Perspektive“ noch rüber kam, ist ja fast gleich Null.

Sehen wir uns die Schattenwirtschaft, die Ihr als sozialistische Alternative zum Euro-Kapitalismus herbeiwünscht, doch einmal näher an. Es gibt derartige Firmen ja bereits heute zu Hauf. Wenn ich als durchschnittlich bemittelter Student (d.h. nicht besonders reich, aber auch nicht in der Zwangslage, jeden Pfennig umdrehen zu müssen) in einen entsprechenden Laden hineingehe, um etwas zu erwerben, bin ich sicherlich bald wieder ernüchtert draußen. Der Grund? Leisten kann ich mir die Läden kaum. Gut, aus Solidarität mal ein Pfund Nica-Kaffee oder auch mal ein Bio-Obst; das ist sicher drin. Aber wer in dieser Weise konsequent „schattenwirtschaftlich“ leben will, muß finanziell schon ziemlich deutlich von der „Wirtschaft im Licht“ profitieren. Diese Läden sind wohl in der Lage, eine elitäre linke Schickeria mit gewissensberuhigenden Solidaritäts- und Bio-Waren zu versorgen. Es gelingt ihnen inzwischen auch, ins gutbetuchte Bürgertum vorzustoßen, in dem die Gefahren der Chemie in Lebensmitteln für die eigene Gesundheit ernst genommen werden. Arbeiter, Studenten, Rentner und auch durchschnittliche Angestelltenfamilien werden kaum auf diesen Zug aufspringen können. Die Finanzdecke ist dafür zu dünn.

Eine Alternative zur kapitalistischen Produktionsweise wird diese Wirtschaft nie darstellen können, da sie finanziell von dem Über-Wohlstand abhängig ist, den erstere in der Ersten Welt produziert; von der Zweidrittelwelt ganz zu schweigen.

Nichts gegen diese „Schattenwirtschaft“. Sie bietet denen, die es sich leisten können, eine sinnvolle Alternative zu ökologisch und sozial bedenklichen Produkten. Aber als Utopie sozialistischer Politik ist das doch wohl etliche Nummern zu klein. Eine sozialistische Politik kann doch unmöglich die Umgestaltung der gesamten Wirtschaft aus den Augen verlieren. Sie darf sich doch nicht vom kapitalistischen Surplus gesponsort in ihre grüne Nische zurückziehen. Das wäre unpolitischer als das wirrste grüne Ökoprodukt.

Was dem ganzen die Krone aufsetzt: Diese „sozialistische“ Perspektive grenzt die Unterprivilegierten unserer Gesellschaft, an deren Seite sie doch eigentlich stehen sollte, ökonomisch aus. Sozialismus nur für die, die es sich leisten können? Bitte so nicht! (Wie sieht eigentlich die Sozialstruktur bei Euch DarmstädterInnen aus?)

Daß dieser Artikel in C&S unter einem Autorennamen erscheint, der suggeriert, es handle sich hier (noch) um eine Regionalgruppe des Bundes der Religiösen Sozialisten, ist eine mittlere Katastrophe. Zur Ehrenrettung des Bundes der Religiösen Sozialisten sei deshalb angemerkt, daß die DarmstädterInnen meines Wissens fast geschlossen aus dem Bund ausgetreten sind.

Norbert Andrae, Berlin

Das mißbrauchte Wort „Sozialismus“

Gerade jetzt, wo wir den Zusammenbruch der stalinistischen Verzerrung des Wortes „Sozialismus“ erleben, ist für mich die Überlegung, wie man den reaktionären, konservativen Strömungen begegnen kann, äußerst wichtig. In einem Gespräch wurde mir der Gedanke nahegebracht, ob man für dieses ach so mißbrauchte Wort eine neue Vokabel finden könne. Ich habe darüber nachgedacht und finde eigentlich - von Fremdwörtern abgesehen - für diesen sprachen-

umgreifenden, internationalen, überall verständlichen Ausdruck keinen Ersatz. Eine neue Vokabel wäre nichts weiter als die Flucht vor der Verantwortung, den Gedanken der Erlösung der Menschheit vor der materiellen Armut durchzuhalten. Und damit ist auch wieder der Gedanke zu verbinden, daß man eigentlich ganz genau unterscheiden muß, wo die Grenze zwischen Lüge und Wahrheit liegt. Es sind die vielfachen Täuschungen, die mit dem Wortstamm „sozial“ unternommen werden. Parteinamen, Vereine, Aufrufe, Sammlungen usw. Es ist ja dieselbe Tatsache, daß der Wort-

Materialien der Hans-Francke-Initiative

Nummer 1:

Deutschnationales Christentum am Beispiel Otto Dibelius

1989, 92 Seiten, DM 3.-

Inhalt:

Dokumentation einer Leserbrief-Diskussion im „Berliner Sonntagsblatt“ (Ende 1989) über die Rolle der Kirche beim Aufkommen des Faschismus (13 S.)

Klaus Bajohr: Alternative Biografie Otto Dibelius (22 S.)

Ulrich Peter: Anfragen an Otto Dibelius (5 S.)

Aurel v. Jüchen: Ideologie und Glaube am Beispiel von Bischof Otto Dibelius (7 S.)

Norbert Andrae: Die Faschismuskritik Aurel von Jüchens (2 S.)

Ulrich Hammer: Wiederbewaffnung und Militärseelsorge (2 S.)

Norbert Andrae: Hans Francke - Wurzeln eines kirchlichen Antifaschismus (20 S.)

In Vorbereitung:

Nummer 2:

Ulrich Peter: Entstehung und Geschichte des Bundes der Religiösen Sozialisten in Berlin

1990, 209 S., ca. DM 25.-

Nummer 3:

Claus P. Wagner: Ernst von Harnack: 15.7.1888 - 5.3.1945

34 S., ca. DM 7.-

zu beziehen über:

Hans Francke-Initiative zur Förderung des Religiösen Sozialismus e.V.

c/o Norbert Andrae, Amalienstr. 7a, 1000 Berlin 46

stamm „christ.“ dem gleichen Schicksal unterliegt. Die Tendenz zur Vereinfachung aller Begriffe, bis man sie zur flachsten Gebrauchsvokabel entwürdigt hat, ist in unserer Zeit steigend. Zur Zeit gewinnt leider der Sozialismus ein negatives Image. Aber das sollte nicht davon abhalten, sich genau an die Struktur zu halten, die von der Tradition her gegeben ist. Da sei dann vielleicht die einfachste Lösung, die zwar banal klingt, aber sicher die brauchbarste wäre: das Wort sehr schonen! Je weniger es auftaucht, umso weniger unterliegt es der Versuchung zum Mißbrauch. Dies ließe sich wohl an vielen Beispielen zeigen. Ich vermeide überall das Wort „Christ“. Geht es

nicht anders, so rede ich von „Jesus“, „jesuanisch“ usw. - Nur ein einziges Wort fiel mir bei der Suche auf: „Gemeinwohl“. Und zwar gibt dies die Möglichkeit, strenge Grenzen zu ziehen. Es ist ebenso zum Mißbrauch geeignet wie jede Vokabel. Aber es wäre ein kleiner Schritt dazu, sich von der hochtrabenden Einbildung zu befreien, man könne damit eine Partei, eine Versicherung, ein Handelsunternehmen firmieren. Es gibt zwar schon Versicherungen, die dies probiert haben, aber ohne sichtlichen Erfolg. Erträglich ist es, sich mit einem bekannten Begriff einzulassen, der Aufmerksamkeit erregt.

Ernst Behm, Gießen

C & S - Bibliothek

Hinweise auf Bücher

Ernst Ludwig Ehrlich, Bertold Klapert, Ursula Ast (Hg.): Wie gut sind deine Zelte, Jaakov... Festschrift zum 60. Geburtstag von Reinhold Mayer. Bleicher Verlag Gerlingen 1989, 2. Aufl., 278 S., Leinen

Mit dieser Festschrift wird Reinhold Mayer geehrt, dessen langjährige wissenschaftliche Arbeit einem partnerschaftlichen Verhältnis der Christen zu den Juden gilt. In einem Grußwort schreibt Zwi Werblowsky (Jerusalem), Reinhold Mayers Leben und Wirken sei „aus persönlichem Einsatz und wissenschaftlicher Leistung zusammengesetzt“, - ein Einsatz und eine Leistung (so dürfen wir hinzufügen), deren gebührende Würdigung im universitären wie im kirchlichen Bereich lange genug ausgeblieben ist.

Die Ansätze zum christlich-jüdischen Gespräch, die in dieser Festschrift abgebildet werden, beziehen sich auf die jüdi-

sche Geschichte, die Biblexegese und die „Systematik“.

Von der Fragestellung des religiösen Sozialismus her gesehen, mag der Aufsatz von Walter Jens über Rosa Luxemburg besonders interessant sein, der die Revolutionärin als „Jüdin in Deutschland“ würdigt (S.96-106). Richtig wird hervorgehoben, daß Liebe, ja Erbarmen zu aller Kreatur die Wurzel ihres politischen Engagements bildete. Die „Maxime“, die Rosa Luxemburg von Lenin trennte, „daß es weder eine Demokratie ohne Sozialismus noch einen Sozialismus ohne Demokratie geben könne“, hätte, gerade wenn Rosas Aversion gegen den Partei-Mief (zu Recht!) so sehr betont wird, freilich der näheren Entfaltung bedurft.

Bei Jens steht allerdings das Biografische ganz im Vordergrund (Anlaß des Aufsatzes ist das Erscheinen einer Brief-

ausgabe). Zu bedauern ist es, daß Jens das Lob Rosa Luxemburgs mit einer herabsetzenden Seitenbemerkung gegen Karl Liebknecht verbindet: „putschende Aktionisten, Lumpenproleten und Heißsporne vom Schlage Karl Liebknechts“ hätten im Januar 1919 in Berlin losgeschlagen (S.101). Auch wenn diese Bemerkung Liebknecht nicht als „Aktionisten“ oder „Lumpenproleten“, sondern „nur“ als „Heißsporn“ charakterisieren will, ist sie falsch, und es wäre erforderlich, das Bild von Karl Liebknecht einmal ebenso einführend und achtungsvoll zu zeichnen, wie Jens es in bezug auf Rosa Luxemburg getan hat.

In der kleinen Arbeit von Shemaryahu Talmon „Gott und Mensch - eine zeitgenössische jüdische Ansicht“ (S.185ff.) kommt ein liberales Judentum zu Wort, dessen Stimme - gerade inmitten eines Buches, in dem die barthianische Dogmatik von Klappert (Wuppertal) und Marquardt (Berlin) die Szene beherrscht - in ihrer Einfachheit und Unaufdringlichkeit überzeugend auf mich gewirkt hat.

Talmon stellt in der hebräischen Bibel eine Doppelheit im Menschenbild fest: Sowohl eine pessimistische wie eine optimistische Einschätzung kommt in den Texten vor. Mit Leo Baeck, dem großen Lehrer des früheren deutschen Judentums, weiß Talmon von der Paradoxie und Spannung im Weltzustand, die es denkend und handelnd auszuhalten gelte. Zu einer Entscheidung für ein „aktivistisch-optimistisches“ Konzept des Menschen führt die konkrete Selbstbesinnung des „israelische(n) Jude(n), der durch die geistige Tradition der westlichen Kultur geformt wurde und sich ihr aus Neigung und Beruf her zugehörig fühlt“ (S.188). Das „Festhalten an den göttlichen Geboten“ (S.190) wird geschichtlich-existential verankert in

sozialem Bewußtsein und Verantwortung als den „wahren Grundlagen der jüdischen Religion“.

Mit einer solchen Betrachtungsweise, die sich nicht vorwitzig in die Ratsstube Gottes eindringt, sondern sich an konkrete geschichtliche Verantwortung erinnern läßt, ist ein wesentlicher Beitrag des Judentums zu einer kommenden Menschheitskultur geliefert.

Eine Voraussetzung dafür, die wichtigen Texte dieses Bandes in dieser Perspektive sehen zu können, liegt darin, daß neben den hier gepriesenen „Zelten Jakobs“ „auch andere bestehen, und daß über allen Zelten - wie die Sonne - Gott am Himmel das große Zelt gemacht hat“. Zwi Werblowsky, der das geschrieben hat, ist Martin-Buber-Professor für vergleichende Religionswissenschaft in Jerusalem.

Mit dieser Art zu denken rückt neben die Synagoge und die Kirche (endlich!) die Moschee, und ins Gespräch der Schriftgelehrten mischen sich unversehens die Philosophen ein. Einem solchen Impuls folgend, wären wir wie Reinhold Mayer unendlich dankbar dafür, im Frankfurter Jüdischen Lehrhaus bei Franz Rosenzweig (obzwar indirekt) lauschen zu dürfen und in Karl Barths Basler theologischem Lehrsaal von dem Gott zu erfahren, der mit den Menschen verbündet ist. Wir würden aber weiterdrängen - etwa zu einem dogmatisch unbundenen Lernen von der biblischen Religion und einem Bedenken menschlicher Wirklichkeit, wie Mayer es (ebenfalls in Basel) bei Karl Jaspers erfuhr.

Daß für ein solches Vorgehen und Vorgehen (vielleicht unvermutet) auch von Rosenzweig ein Segenswort zu erlangen ist, möchte ich Rosenzweigs Aufsatz über Max Brod und Leo Baeck entneh-

men, den Reinhold und Annemarie Mayer in ihrer schönen Ausgabe des „Zweistromland“ (Dordrecht 1984) abgedruckt haben. Rosenzweig rühmt es dort an Brod, daß dieser nicht abstrahierte Erkenntnis, sondern den „Lebensweg einer Erkenntnis“ unterbreitete, und daß Brod gerade als „Amhaarez“, als Laie in theologischen Dingen, „zum Erschließender einer neuen Methode auf dem uralten Gebiet der talmudischen Studien“ geworden sein. Der so gelesene Talmud sei „eben doch nicht einfach das alte Buch, sondern auch ein neugewordenes, verjüngtes“.

Das Lesen des alten Traditionsgutes mit „Laien-Augen und die Geltendmachung dessen, daß soziales Handeln „das Herzblut des jüdischen Gottesglaubens“ sei (so Talmon auf S.190 der Festschrift) - hier hätte Leonhard Ragaz, der in seiner Freundschaft mit Martin Buber zu den Pionieren eines neuen Verhältnisses zwischen „Israel“ und der Christenheit gehörte, von Herzen zustimmen können.

Arnold Pfeiffer

Nach einem langen und wechselvollen Leben und Schaffen, dessen erste Perioden vom praktisch-politischen Kampf in der Weimarer Republik und der Nazi-Zeit, aber auch (1950-55) nach Verhaftung durch den NKWD durch fünf Jahre Arbeitslager in Workuta bestimmt waren, denen dann noch einmal eine aktive Zeit als Pfarrer, Schriftsteller und Mitbegründer einer Wanderbühne und zuletzt die Mitarbeit beim Aufbau der Berliner Gruppe Religiöser SozialistInnen folgte, hat Aurel von Jüchen nun ein Büchlein veröffentlichen können, dessen schmaler Umfang (124 Seiten) über die Brisanz und die intensiv-komprimierte Darstellung des Inhalts hinwegtäuschen

könnte:

Aurel von Jüchen: Wie politisch war Jesus Christus? Olms Hildesheim 1990, ISBN 3-487-09371-5, DM 17,80.

„Eine Art Bekenntnisschrift, eine Summe politisch verantworteten, durch-reflektierten Glaubens aus konfliktreichen Jahrzehnten“, nennt Claus Heitmann dieses Büchlein. Ich habe es erst einmal in einer Nacht durchgelesen, ohne Halt machen zu können. Aber dann ist jedes Kapitel es wert, intensiv gelesen und ausgewertet zu werden. Unserem Bruder und Genossen Aurel von Jüchen, einem der ältesten Mitglieder des Bundes der Religiösen Sozialisten (siehe C&S 1/85 und 3/87), Jahrgang 1902, ist damit eine theologisch-exegetische Kleinschrift gelungen, die gedrängt und farbig, informativ und mitreißend zugleich das dem Leser weitergibt, was aus der sozialgeschichtlichen Bibelauslegung wie aus der Tradition praktisch-politischen Engagements über die zentrale Gestalt unseres Glaubens, den Menschen Jesus aus Nazareth, zu sagen ist. Insofern bedarf ein solches Werk kaum einer besonderen Empfehlung an unsere LeserInnen.

Ein paar Hinweise sollen dennoch einen ersten Geschmack vermitteln: Aurel von Jüchen nimmt die Voreingenommenheit und Distanz besonders der „Christen“ gegenüber der Politik ernst, weil sie aus der langen leidvollen Erfahrung kommt, daß die Dinge nur von den Privilegierten entschieden wurden. Er knüpft daran an, weist die Herkunft des „unpolitischen Jesus“ aus dem gnostischen Dualismus auf und widerlegt das Vorurteil durch ein nüchternes und geduldiges, gleichwohl fesselndes Darlegen der biblisch-exegetischen Fakten. Das hebräische Geschichtsverständnis und Messias Königtum spielt dabei ebenso wie der Gottesglaube Israels als

Hintergrund und Horizont die entscheidende Rolle. Die Schwerpunkte bei der sozialgeschichtlichen Deutung des Auftretens Jesu liegen bei der Verkündigung des Gnadenjahres (Jes.61/Luk.4) und dem Ruf zur Reintegration der „Armen“, der „Verlorenen“ und „Verachteten“ (zu denen die Frauen gehörten), besonders des Am-ha-arez, und natürlich - immer wieder - der Reich-Gottes-Verkündigung. Eingebettet ist die faszinierende Schilderung, die viele konkrete zeitgeschichtliche Details einbezieht, in die „synoptische Rückbindung“ und „österliche Vorausbindung“ der Evangelientüberlieferung. Das Werk von Jüchens ist ein durch und durch sachlich-theologisches, gegründet auf historisch-exegetische Arbeit, und damit argumentatives Instrument für aktuelle heutige Auseinandersetzungen. Die politischen Konsequenzen brauchen dabei nicht breitgetreten zu werden, sondern sind dem nachdenkenden Leser zur „Eigenarbeit“ freigegeben.

Es ist ein Büchlein, das dazu anreizen könnte, aus dem angeführten Textmaterial eine Art „Kleiner Katechismus“ oder „Jesus-Kurs“ für Jugendliche (Konfirmanden) wie auch Erwachsene zu erstellen. So etwas fehlt uns ja aus unserer religiös-sozialistischen Sicht für die religionspädagogische Arbeit wie für die theologische Erwachsenenbildung.

Im Blick darauf, und weil Auseinandersetzung um die Argumente ja nie abgeschlossen ist, auch ein paar fragende Anmerkungen:

Bei der Darstellung des alttestamentlichen Umfeldes scheint mir die Rolle des Messias Königtums zu dominierend gegenüber den prophetischen Traditionen gezeichnet zu sein. Zwischen beiden

besteht ja doch auch eine starke Spannung, und insofern ist die Messias-„Rolle“ Jesu nicht bruchlos aus dem „Sohn-Gottes“-Titel des Königs herzuleiten. Andererseits hätte ich nach den heutigen Erkenntnissen doch nicht mehr so pauschal wie S.25 sagen können: „Für die Juden wird nach dem Exil das Gebot Gottes in zunehmendem Maß zu einer Instanz neben Gott.“ Da wissen wir Christen heute von der Simchat Tora (der Freude an der Tora) der jüdischen Geschwister doch mehr. Auch Jesus hat nicht so geurteilt, und Paulus kommt mit seinen Erfahrungen auch nur aus einem Strang jüdischen Lebens seines Zeit her. Schließlich habe ich Zweifel, ob das mehrfach als Schlüsselbegriff gebrauchte (von Claus Heitmann stammende?) Wort „theopolitisch“ glücklich gewählt ist und jemals praktisch verwendbar sein wird. Und ich gestehe auch, daß mir bei der Darstellung der „österlichen Vorausbindung“, d.h. der Auferstehung, die unvermittelte Rede von Gott („...greift Gott selbst in die Auseinandersetzung zwischen Jesus und den Pharisäern ein“, S.94) mehr Fragen stellt als Antwort gibt. - Aber das beeinträchtigt meine Begisterung für das Büchlein keineswegs. Wir sind ja alle erst noch auf der Suche nach der neuen Sprache des Glaubens für die Gegenwart. Aurel von Jüchen hat mit diesem Büchlein überzeugend „Rechen-schaft im Jahre 1990“ vor uns ausgebreitet.

Bleibt noch zu erwähnen, daß das Büchlein als Band 1 einer Reihe „Anstöße zur Friedensarbeit“ der Stiftung „die Schwelle“ aus Bremen im Georg Olms Verlag Hildesheim/New York erschienen ist.

Erhard Griese

Abo und Geschenk-Abo „Christ und Sozialist“

Seit 42 Jahren erscheint die Vierteljahresschrift der deutschen Religiösen SozialistInnen: **CHRIST UND SOZIALIST**.

Das Jahresabonnement kostet in Deutschland DM 20,- inkl. Versand. Die tatsächlichen Kosten können durch ein „Förder-Abo“ gedeckt werden, um das wir LeserInnen mit eigenem Einkommen bitten. Der Preis für dieses Förder-Abo beträgt DM 30,-, DM 50,- oder mehr. Der Mitgliedsbeitrag im Bund der Religiösen Sozialisten beträgt z. Z. DM 70,- pro Jahr; darin ist das Abo für „Christ und Sozialist“ sowie der Mitglieder-Rundbrief enthalten. Beträge über DM 20,- sind steuerlich absetzbar.

Kopieren oder ausschneiden und einsenden an: B.R.S.D., Pf. 25 21, 74 Tübingen

☐ Hiermit abonniere ich „Christ und Sozialist“ ab Heft _____

☐ zum Bezugspreis von DM 20,- im Jahr.

☐ zum Förderpreis von DM _____ im Jahr.

☐ Hiermit bestelle ich ein Geschenk-Abo von „Christ und Sozialist“ von Heft _____ bis Heft _____ / bis auf Widerruf* für

*Nichtzutreffendes streichen

Name: _____

Anschrift: _____

☐ zum Bezugspreis von DM 20,- im Jahr.

☐ zum Förderpreis von DM _____ im Jahr.

Besteller: _____

Anschrift: _____

Datum: _____ Unterschrift: _____

Der Preis des Abos ist am Anfang des Kalenderjahres auf unser Konto beim Postgiroamt Dortmund Nr. 189 389-464 (BLZ 440 100 46) zu überweisen. Leichter geht es für beide Teile, wenn Sie uns eine Abbuchungserlaubnis erteilen (auch „Alt-AbonnentInnen“).

Kontoinhaber: _____

Anschrift: _____

Hiermit ermächtige ich den Bund der Religiösen Sozialisten e.V. widerruflich

☐ eine einmalige Spende in Höhe von DM _____

☐ die Abo-Gebühr für „Christ und Sozialist“ in Höhe von DM 20,- im Jahr,

☐ die Gebühr für ein Förder-Abo in Höhe von DM _____ im Jahr

von meinem Konto bei der (Kreditinstitut): _____

BLZ _____ Konto-Nr. _____ einzuziehen.

Datum: _____ Unterschrift: _____

Die Abbuchungsermächtigung bezieht sich auf ein ☐ Neu-Abo / ☐ Alt-Abo.

Inhaltsverzeichnis:

Der Ökonom der Ungerechtigkeit / Dietrich Schirmer	2
Aus Jesus keinen religiösen Clown machen / Jan Koopmans	6
Glauben heute / Erhard Griesse	10
Die Bibel im Alltag der Arbeitswelt / Isolde Böhm	17
Aus Freude lebt der Mensch / Artur Mettler	24
Wenn die Philosophen schweigen... / Renate Müller	27
Das Fiasko des geist-losen Sozialismus / Dick Boer	34
Welcher Sozialismus ist tot? / Erhard Griesse	43
Nicaragua: Projekte nahtlos weiter unterstützen / Christoph Weidinger-Vandiek	51
Außerordentliche Bundestagung in Hagen / Sabine Schwarze	54
ReSo-lutionen	58
Brief aus Berlin / Ulrich Peter	60
C&S-Forum: Leserbrief	62
C&S-Bibliothek: Hinweise auf Bücher	64

Mitarbeiter dieses Heftes:

Dick Boer, Prinses Margrietstraat 22, NL-1077 LA, Amsterdam

Isolde Böhm, Prinz-Eugen-Str. 19, 1000 Berlin 65

Jan Koopmans, c/o kommentar, Troststr. 53/37, A-1100 Wien

Renate Müller, Hofer Str. 62a, 7050 Leipzig

Ulrich Peter, Albertstr. 1, 1000 Berlin 62

Arnold Pfeiffer, Hauptstr. 11, 6580 Idar-Oberstein

Dietrich Schirmer, Tulpenstr. 2, 1000 Berlin 45

Sabine Schwarze, Dürerplatz 2, 1000 Berlin 62

Christ und Sozialist wird herausgegeben vom Vorstand des Bundes der Religiösen Sozialisten Deutschlands e.V.: Ulrich Peter (Berlin), Erhard Griesse (Willich), Udo Fleige und Karin Bassler (beide Tübingen).

Erscheinungsweise vierteljährlich.

Bezugspreis z.Zt. jährlich DM 20,- incl. Porto. Zahlungen zu Beginn des Kalenderjahres bitte selbstständig an den Bund der Religiösen Sozialisten, Postgiro Dortmund 189 389-464 (BLZ 440 100 46). Quittungen werden auf Wunsch zugesandt. Förderabo DM 30,- oder mehr. Beträge über DM 20,- sind als Spende steuerlich absetzbar.

„Christ und Sozialist“ kooperiert mit „Neue Wege“, Zürich.

Redaktion: Erhard Griesse (Schriftleitung), Krusestr. 20, 4156 Willich 1; Klaus Kreppel (Bielefeld), Reinhard Gaede (Herford), Ulrich Peter und Gunter Schwarze (Berlin).

Abonnements und Retours: B.R.S.D., Postfach 2421, 7400 Tübingen. Kündigungen zum Jahresende wirksam.

Layout: Thomas Bassler (Tübingen). Druck: Hephata-Werkstätten Mönchengladbach.

Umschlag: Druckladen Bochum

Hergestellt auf Umweltschuttpapier

Was wollen die Religiösen Sozialisten?

Die Bibel der Juden und der Christen spricht von dem Gott, der aus Unterdrückung und Ausbeutung befreit, der Unrecht anprangert und Gerechtigkeit will, der »die Mächtigen vom Thron stößt und die Erniedrigten aufrichtet«. Jesus von Nazareth hat **das »Reich Gottes« für diese Erde** verkündet.

Darum treten die Frauen und Männer im Bund der Religiösen Sozialisten für eine Gesellschaft ein, in der alle Menschen gerechte und gleiche Lebensbedingungen antreffen. Wir tun das als Teil der ökumenischen Christenheit, verbunden mit dem Erbe der Arbeiterbewegung und solidarisch mit den Befreiungsbewegungen Lateinamerikas und Schwarzafrikas.

Das bedeutet theologische Kritik des Kapitalismus, besonders des Privateigentums an den Produktionsmitteln und des unmenschlichen kapitalistischen Verdrängungswettbewerbs, dessen Folgen sich in der Verweigerung des Rechtes auf Arbeit wie in der Bedrohung der Schöpfung zeigen.

Dazu gehört eine ständig lebendig weiterzuentwickelnde sozialistische Geschichts- und Gesellschaftsanalyse.

Zur Geschichte: Am Anfang der religiös-sozialistischen Bewegung stehen Christoph Blumhardt und Leonhard Ragaz. Blumhardt trat 1899 an die Seite streikender Arbeiter und verlor sein Pfarramt, als er der SPD beitrug. Ragaz gründete 1906 die noch heute erscheinende Zeitschrift „Neue Wege“. Er gab 1921 seine Theologieprofessur auf und widmete sich der Arbeiterbildung.

In der Weimarer Zeit setzten sich Religiöse Sozialisten gegen Reaktion (Fürstenschutz) und Militarismus (Panzerkreuzerbau) ein. Wortführer des 1926 gegründeten „Bundes der Religiösen Sozialisten“ und Schriftleiter des „Sonntagsblattes des arbeitenden Volkes“ war Erwin Eckert, bis er 1931 amtsenthoben wurde und der KPD beitrug.

Der 1933 verbotene Bund wurde 1976 von einer Gruppe wiederbelebt, die aus der Studentenbewegung kam. So wurde auch der Anschluß an den Internationalen Bund Religiöser Sozialisten wiedergefunden, dessen stärkster Zweig die schwedische „Bruderschaftsbewegung“ ist. Auf seiner ersten Tagung außerhalb Europas, 1986 in Managua, wurde mit den „Cristianos en la Revolución“ Nicaraguas die partnerschaftliche Assoziierung beider Bewegungen beschlossen.

**Es gibt solange keine Freiheit,
wie es die Freiheit gibt, andere auszubeuten.**